Agr.
131a

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ausleihbar

+4093 168 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abhandlungen

der

Solinger Lokal-Abtheilung

des

landwirthschaftlichen Vereins für die Rheinprovinz,

handelnd

über mehrere der wichtigsten Gegenstände in der Landes-Cultur

zusammengetragen

von

Justizrath Deycks.

Nebst einer Karte.

76/11103

Siegen 1846,

Druck und Verlag von Vorländer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Agr. 131
Bn.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

10 G 831

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorwort.

I.

Diese Sammlung ist in zwölf Abschnitte eingetheilt, und beginnt mit der Verhandlung der General-Versammlung vom 10. April vorigen Jahres. Zu dieser waren durch alle benachbarte Zeitschriften nicht allein alle Mitglieder des Vereins, sondern auch auswärtige Naturforscher und Landwirthe freundlich eingeladen. Diese Abhandlung spricht unter a, b und c über folgende drei Gegenstände:

A. Hierin werden die Klagen über das Gesinde, worin Stadt und Land sich überbieten, vorgetragen, und gutachtlich vorgeschlagen, wie man bald unsere Dienstboten zu verbessern vermögen.

B. Hierin wird über den Dünger, welchen man mit Recht die Seele in der Landwirthschaft nennt, gehandelt. Es wird auseinandergesetzt, wie man leicht den Viehdünger in seiner Quantität und Qualität um mehr als ein Viertheil vermehren, und verbessern kann; dann wie man mit geringer Mühe und wenig Kosten-Aufwand einen künstlichen Dünger, durch Entsäuerung und Behandlung des Torfs, Teichschlamm, moder Bett ꝛc. ꝛc. bereitet und anwendet; der auf allem Boden, wenn er auch aus Flugsand, oder gerotteten Heiden und Gestrüpp besteht, eine wunderbare Kraft äußert, in Gärten,

bei allen zarten Topfgewächsen, Blumen und Treibhauspflanzen, Mistbeeten ꝛc. anwendbar ist, und den besten Guano zu übertreffen scheint, was auch schon mehrere Kunstgärtner, die denselben und seine Leistungen sahen, erklärt haben.

C. Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Anziehung und Behandlung des Hornviehs und der Schweine. Es kommen darin mehrere neu entdeckte Vortheile in der Behandlung dieser Hausthiere vor, welche in einem hohen Grad die Aufmerksamkeit des nachdenkenden Landwirthes anziehen.

II.

Ueber Wiesenbau. Hierin wird gezeigt, wie jeder Landwirth, das an oder durch seine Besitzung fließende Wasser, durch Ueberstauung oder Ueberrieselung mit einem ganz unbedeutenden Kosten-Aufwand, ohne einen siegerländischen Wiesenbaumeister, unter allen Verhältnissen, auch selbst dann, wenn das Wasser durch ein Schöpfrad, oder Druckwerk gehoben werden muß, über seine Wiese bringen kann, vorausgesetzt, daß das fließende Wasser nicht ganz ohne Gefälle ist. Alle gute Werke über Wasserbau enthalten ganz faßlich die Einrichtung der Schöpfräder, deren hier in der benachbarten Fabrikgegend viele angesehen werden können. In dem Archiv für Natur, Kunst und Wissenschaft, VII. Stück, was bei Oehme & Müller in Braunschweig ausgeht, kommt ein derartiges leichtes Schöpfrad vor, was ein paar Arbeiter einsetzen, und nach Umständen bei starkem Frost ausheben können. In dieser Abhandlung wird auch gezeigt, wie man Sumpf- und Moorwiesen, worin Schilf, Binsen ꝛc.

den Meister spielen, oder oder unter der Erde entwässern und zur bessern Cultur bringen kann; wie man trockene Grasböden, wohin kein Wasser zu bringen ist, behandelt und womit düngt, welches die beste Zeit zum Grasmähen ist, und wie man dasselbe schneiden muß.

III.

Milchwirthschaft. Hierin kommt vor, was bei der Milch, ihrer Behandlung und Verwerthung nöthig ist. Es werden darin die Mittel angegeben, wie man den gewöhnlichen Uebeln vorbaut, und dieselben entfernt oder doch unschädlich macht, wenn sie wirklich da sind. Alles ist so populär vorgetragen, daß auch der geringe Landwirth sich damit helfen kann.

IV.

Handelt über den Sommerrogen und beantwortet die Frage: wie kann der Landwirth bei anhaltender Dürre die nöthigen Futtergewächse gewinnen? Das Jahr 1842 ist noch mit seinen großen Verlusten in frischem Andenken. Die vorgeschlagenen Hülfsmittel sind von vielen tüchtigen Landwirthen versucht und bewährt gefunden. Sie haben damit ihr Vieh erhalten, obwohl der rothe, gelbe und weiße Klee mit dem Gras vertrocknet waren; dabei wird ein Mittel zur Vertilgung der Ackerschnecke vorgeschlagen.

V.

Zeigt wie man bei anhaltendem Regen mit dem wenigsten Verlust die Früchte im Felde und das Heu in den Wiesen erntet. Dieses allenthalben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im verflossenen Jahr vorgekommene Uebel die Kehrseite des vorigen, ist eben so groß; die dafür angegebenen Mittel haben sich durch die Erfahrung bewährt gefunden.

VI.

Hierin wird die Wichtigkeit der Obstbaumzucht und ihr Nutzen auseinandergesetzt, auch wie und durch welche Mittel man den Landwirth dafür gewinnen kann.

VII.

Handelt über Krebs und Brand an Obstbäumen; wie man sich dafür verwehren und das Uebel, wenn es wirklich da ist, heilen kann; wie man mit Vortheil neue Baumanlagen macht, und alte ausgetragene verjüngt.

VIII.

Macht mit allen Raupen, welche die Obstbäume oft heimsuchen und verderben, bekannt. Es wird ausführlich auseinandergesetzt, wie man diese bösen Feinde abhält, auch leicht vernichtet, wenn ihre Brut schon wirklich ausgelaufen ist.

IX.

Handelt über den Seidenbau in Deutschland. Es wird darin geschichtlich nachgewiesen, mit welcher großen Anstrengung man vor 100 Jahren begonnen, wie man aber durch den Verlust von mehreren Millionen zur Einsicht gekommen und den Seidenbau fallen ließ; wie man vor 45 Jahren die nämliche unglückliche Speculation noch einmal aufgriff,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nirgend aber davon einen bessern Erfolg gefunden wurde; es wird auf mehrere derartige unglückliche Unternehmungen hingedeutet ꝛc.

X.

Die Gütertheilung wird hierin als ein wichtiger Gegenstand unserer Zeit durchgegangen, und durch Thatsachen, die in der Mitte liegende Wahrheit erkannt, daß Landgüter von mittler Größe die wahren Stützen der bürgerlichen Gesellschaft sind. Um diese in Aussicht zu stellen, werden gutachtlich Hülfsmittel in Vorschlag gebracht.

XI.

Handelt über Armuth, die mit unserer steigenden Bevölkerung große Sorge macht. Hierin wird auseinandergesetzt, mit welchen Mitteln man dieses Uebel verhindert und demselben vorbaut, auch was da, wo das Mittel nicht ausführbar ist, geschehen kann.

XII.

Den Schluß macht die Kartoffelkrankheit, und zwar die wichtige Auseinandersetzung der Frage: wie werden wir für die Zukunft diese Geißel abwehren, und gleichzeitig wieder die reichen Kartoffel-Ernten der Vorzeit in sichere Aussicht stellen?

Die gutachtlichen Vorschläge beruhen, wie die Abhandlung zeigt, auf der Erfahrung der Vorzeit, und auf Thatsachen, die wir im verflossenen Jahre gesehen haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Protokoll

der Versammlung des Solinger landwirthschaftlichen Lokal-Abtheilungs-Vereins

vom 10. April 1845.

Zu dieser Versammlung waren durch die Kölner Zeitung und mehrere öffentliche Blätter nicht allein alle Vereins-Mitglieder, sondern auch alle in- und auswärtige Landwirthe, überhaupt das ganze Publikum eingeladen, um folgende drei Gegenstände zu berathen und darüber zu beschließen.

1) Wie können wir unsere Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechts, worüber Stadt und Land sich in Klagen überbieten, bald verbessern.
2) Wie wird der animalische Dünger um mehr als ein Viertel vermehrt und im gleichen Verhältniß verstärkt. Durch welches Verfahren wird der künstliche Dünger erzeugt und wie angewendet.
3) Welches ist das beste Verfahren in der Erziehung und Behandlung des Viehs, besonders des Rindviehs.

Die beiden ersten Gegenstände wurden vollständig, der dritte aber wegen Mangel an Zeit nur theilweise berathen.

---

a) Die anhaltenden Klagen über schlechte Dienstboten, worin Stadt und Land sich zu überbieten scheinen, sind der erste Gegenstand der heutigen Verhandlung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei der Aufnahme aller Dienstboten in unserem landwirthschaftlichen Lokal-Verein sind auch viele derartige Klagen vorgekommen, aber auch die angenehme Wahrnehmung, daß wir noch viele brave Dienstboten haben, die billig ihre öffentliche Anerkennung erwarten, womit man sich gegenwärtig beschäftigt.

Es sind viele Ursachen, welche veranlassen, daß das Gesinde das nicht ist, was es sein sollte. Unter diesen steht oben an, Mangel an Einsicht und Unerfahrenheit. Mit 13—14 Jahren werden unsere Kinder aus der Volksschule entlassen. In dem elterlichen Hause fehlt hinlängliche Beschäftigung und Nachbildung. Es gibt sogar vermögenslose Eltern genug, welche ihre Kinder zum sogenannten Beiholen oder Betteln anführen. Bei den Strafgerichten kommt nicht selten der Fall vor, daß die Eltern Kinder auf Busch- und Forstfrevel mitgenommen und geführt haben. Die Kinder dieser geringen Leute, wenn ihre Eltern auch nicht so gewissenlos denken, können doch von diesen unwissenden Menschen nichts lernen. Die Herrschaften kommen durch ihre Unwissenheit aber nicht selten zu großen Schaden. In der Natur der Sache liegt schon die Wahrheit, daß alle Gewerbe, wozu auch die Landwirthschaft gehört, vorab erlernt werden müssen, ehe man sie gut ausüben kann.

Dieses erkennend, hat der Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins schon vor langer Zeit darauf angetragen, für die Nachbildung der, aus der Volksschule entlassenen Kinder beiderlei Geschlechts, kleine Lokal-Lehranstalten zu bilden, worin die Kinder, unter guter Aufsicht gehalten, in demjenigen unterrichtet werden, womit sie für die Zukunft für sich und ihre Familien den Lebensunterhalt ge-

winnen können. Es ist weiter angetragen, schon in den Volksschulen damit den Anfang zu machen; dergestalt, daß man den Kindern in der ersten Klasse zweckmäßige Lesebücher der Landwirthschaft gebe, und aus diesen in ihre Schreibbücher schöne Aufsätze einschreiben ließe.

Die aus der Volksschule entlassenen Knaben und Mädchen sollen dann aber, wie in dem darüber abgefaßten Plan vorgeschlagen ist, eine Nachbildung erhalten.

Obwohl die Kosten für eine solche kleine Lehranstalt nicht sehr bedeutend sind, so fehlen doch dazu die Mittel.

Dies hat die Veranlassung dazu gegeben, sich an unsere, auf dem Landtag versammelten Stände mit einer motivirten Vorstellung zu wenden, um ein Fürwort an das hohe Staats-Oberhaupt für Unterstützung zu gewinnen.

Durch einen Zufall ist der wohlgemeinte Versuch nicht gelungen, weßhalb jetzt nur noch übrig ist, sich zu nämlichem Zwecke an das hohe Ministerium des Innern, oder unmittelbar an des Königs Majestät zu wenden. Es wird vor der Hand unnöthig sein, hierüber noch etwas Ausführlicheres zu sagen, indem es jedem klar vor Augen steht, daß unsere heranwachsende Jugend in der Landwirthschaft mehr angeführt werden muß.

Alle Anwesende waren mit dieser Ansicht einverstanden und trugen darauf an, dem hohen Ministerium des Innern die Bitte um Unterstützung gehorsamst vorzulegen.

Wir wollen jetzt zu anderen Sachen übergehen, welche dazu beitragen, bessere Dienstboten zu haben. Sprichwörtlich heißt es: „Wie der Herr, also der Knecht." „Wie der Meister, also die Gesellen". Diese von unseren Voreltern zu uns gekommenen Denksprüche sind für die Herrschaften da. Diese sollen ihrem Gesinde allenthalben mit

einem guten Beispiel vorangehen, um dem bösen Hang in unseren Tagen, zur übertriebenen Putz- und Vergnügungssucht entgegen zu wirken. Sie sollen eine gute Aufsicht über ihr Gesinde beiderlei Geschlechts halten; keine zweideutigen schmutzigen Reden, Nachtsschwärmerei und andere Verkehrtheiten unserer Tage dulden; ihre Dienstboten aber in allem gleichhalten, keine Zänkerei und Schmähungen unter sich und über Nachbaren dulden; übrigens das Gesinde ordentlich halten und bei Krankheiten oder sonstigen Unglücksfällen für ärztliche Hülfe und gute Pflege sorgen; bei der Arbeit auf dem Felde und in den Wirthschaftsgebäuden, zu gewöhnlichen und ungewöhnlichen Stunden von Zeit zu Zeit zusehen, und nach Befinden, jedoch anständig, Zeichen des Wohlgefallens oder der Mißbilligung fallen zu lassen. Bei Arbeiten, die sich stückweise übersehen und berechnen lassen, z. B. wo die Tagelöhner per Malter den Lohn empfangen, und der Knecht mit drischt, wird diesem auch eine kleine Belohnung nach Ertrag dessen, was er über den sogenannten Drusch abgeliefert hat, gegeben.

Solche kleine Geschenke machen die Herrschaft beliebt, und das Volk geneigt auf ihren Nutzen zu sehen. Ein Gleiches ist beim Abmähen der Früchte, Gras ꝛc. per Morgen. Es ist richtig, daß das ausgedroschene Stroh ꝛc. nachgesehen werden muß. Wird das Haus mit Krankheiten heimgesucht, und ist dann das Gesinde Tag und Nacht bei der Hand, sowie bei ungünstigem Erntewetter besonders fleißig, auch bei Gewittern, Orkanen und anderen Unglücksfällen besonders thätig, dann wird das kleine Geschenk, was ihm dafür gleich gereicht wird, auch für die Zukunft reichen Segen bringen; nach dem bekannten Grundsatz: „Wer gleich gibt, der gibt doppelt."

Diese Art kleiner Geschenke sollte keine Herrschaft übersehen, wenn sie bedenkt, wie oft der Fall kommen kann, daß man von seinen Leuten etwas mehr fordern muß, als man von gewöhnlichen Miethlingen zu erwarten berechtigt ist.

Die Belohnung für mehrjährige treue Dienste verdient auch allerdings nicht vergessen zu werden. —

Nach sorgfältiger Berathung über diesen Gegenstand hat es geschienen, daß Dienstleute, die fünf Jahre mit Auszeichnung und Treue gedient haben, eine öffentliche Anerkennung verdienen.

Es fehlen aber dazu bis jetzt noch die Mittel. Der Lokalbezirk Solingen besteht aus 63893 Seelen und hat 1046 männliche und 2306 weibliche, zusammen also 3352 Dienstboten; so daß immer nach der Bevölkerung die neunzehnte Person dient. Wenn auch nun nach dem Gutachten aller Vereinsmitglieder eine Belohnung oder Dekoration nur an diejenigen Dienstboten vertheilt wird, die fünf Jahre dienen, auch daß das Geschenk selbst nur den Werth von ein paar Thalern hätte, so würde doch immerhin eine ansehnliche Summe herauskommen.

So weit die Erklärung über die Belohnung der Dienstboten, was alle Anwesenden recht und billig fanden.

b) Der zweite Gegenstand der heutigen Verhandlung ist der Dünger, welcher die Seele in der Landwirthschaft darstellt. Dünger ist das mächtige Ersatzmittel, wodurch wir unsern Aeckern die Kräfte wiedergeben, die sie durch die abgemäheten Früchte verloren haben. Unter dem animalischen Dünger steht der Mist vom Hornvieh sehr hoch, wegen seiner belebenden Kraft und Ausdauer. Wenn auch die Ausleerungen vom Federvieh, Ziegen, Schaafen und

Pferden kräftiger sein dürften, so müssen sie doch nachstehen, weil die Erfahrung beweist, daß der Rindvieh-Dünger weit länger im Lande hält, und nicht leicht das Getreide zum Lagern veranlaßt. Erfahrene Landwirthe sind der Meinung, daß, wenn der Viehstall nur einigermaßen dazu eingerichtet ist, der Mist länger, wie bei uns üblich geschieht, im Stall liegen bleiben sollte, damit die Ausleerungen vom Vieh sich vollkommen mit dem eingestreuten Stroh ꝛc. vermischten. Sie rathen, daß man alle Tage zweimal einstreuen, dann aber im Sommer nur zweimal, und im Winter nur einmal in der Woche den Dünger aus dem Stall auf die Mistgrube ausbreite. Sie schlagen ferner vor, das Roggenstroh der Länge nach zweimal zu durchschneiden und dann einzustreuen. Da, wo das Roggenstroh mangelt, empfehlen sie das Heide- und Farrenkraut, getrocknete Blätter, durchgehauenen grünen Ginster und wo diese auch nicht ausreichen sollten, da wo schwerer Boden ist, daß Einstreuen mit trockenem Sande, bei leichtem Boden aber getrocknete Rasen oder Erde von Lehm und Thon. Die Düngerstelle soll immer an der Nordseite des Stalles so angelegt werden, daß das Wasser von den Dächern keine überflüssige, abfließende Nässe in die Düngerstelle bringe.

Zur Vermehrung und Verbesserung des animalischen Düngers wird der aus dem Viehstall gebrachte Mist ganz gleichförmig auf die Düngergrube geebnet. Ist dieses geschehen, dann wird von dem in der Nähe angefahrnen guten Grund oder Rasen der ausgebreitete Dünger etwa zwei Zoll hoch mit dieser Erde oder Rasen überdeckt, durch Uebergehen festgetreten, dann vermittelst der zur Hand stehenden Rinnen von tannen Holz, der Urin aus dem

ersten Urinkeller, über den mit Erde bedeckten Mist verbreitet, und zwar möglichst gleichmäßig, was man auf gleiche Art beim jedesmaligen Ausmisten des Stalls wiederholt, und zwar so, daß das Bedecken mit Erde oder Rasen mit dem ausgebreiteten Mist im Verhältniß steht, worauf die Rinnen wieder unter Dach gestellt werden. Durch den vorgedachten Zusatz von Erde oder Rasen wird der animalische Dünger nicht allein um mehr als ein Viertel vermehrt, sondern auch im gleichen Verhältniß verstärkt; die Austrocknung und Erhitzung wird abgehalten und die Gährung geht ihren regelmäßigen Gang. In mehreren Provinzen von Deutschland ist man mehr, wie bei uns, darauf bedacht, den Viehdünger schon im Stall ganz vorzubereiten, und ihn von dort aus gleich auf den Acker zu bringen; ihre Ställe sind aber besser dazu eingerichtet, wie die unsrigen; auch bleibt in diesen Gegenden das Vieh nur in den Wintermonaten in dem Stall; im Sommer ist es immer auf der Weide.

Bei der Stallfütterung, die bei uns vorherrscht, würden wir uns durch neue Ställe auch wohl helfen können, wenn wir im Winter den untern Theil des Stalles, den wir im Sommer für die Aufstellung des Futters brauchen, zur Hinlegung des Düngers benutzten, den übrigen Vorrath des Düngers aber unter ein Pultdach brächten.

So weit reicht die Erfahrung über die Vermehrung und Verbesserung des Viehdüngers.

Jetzt kommen wir auf die Erzeugung des künstlichen Düngers.

Es ist eine bekannte Sache, daß nach den Gesetzen der Natur aus aller Verwesung der animalischen und

vegetabilischen Substanzen der Boden wieder neue Kraft und Belebung empfängt.

Der Torf, der bei dem künstlichen Dünger durch seine Entsäuerung eine große Rolle spielt, liegt größtentheils im Wasser, in Vertiefungen, wohin bei Platzregen und Ueberschwemmungen alle auf der Oberfläche liegende Gegenstände mit dem abtreibenden Wasser fortgerissen werden. In diesen Vertiefungen wachsen eine Menge Schilf- und Wasserpflanzen, Moos ꝛc., die bei eintretender Kälte absterben und so die Masse von verwesten Gegenständen vermehren. Lange Zeit hat man den Torf nicht anders als zum Verbrennen benutzt. Um ihn gehörig zu trocknen, wurde er auf eine erhabene benachbarte Stelle aufgefahren, zerhackt, getreten und nach der Weise der Lohkuchen geformt. Bei eintretenden nassen Jahren und schlechten Sommern geht das Trocknen schlecht; es bleiben oft bis zum Frühjahr viele Abfälle liegen. Geringe Leute, die keinen Viehstand haben, pflegen diese Brocken aufzusuchen, mit ihrer Hausasche zu vermischen, worin sie oft sehr schöne Kartoffeln ziehen.

Dieser Zufall hat mich auf den Gedanken gebracht, durch Kalk und Asche mehr regelmäßig den Torf zu entsäuern, womit ich dann in Blumentöpfen, mit allerhand Blumen, den ersten Versuch machte. Alle fielen ganz glücklich aus, so, daß die Düngungskraft des entsäuerten Torfs ausser allem Zweifel war. Es mußte nur noch das Verhältniß des Kalkgehaltes zum Torf und dann die beste Art der Entsäuerung gesucht werden.

Nach mehreren mitunter lästigen Proben stellte sich nachstehendes Verfahren als das beste und kürzeste wie folgt dar:

Beispielsweise nehme ich an, daß das Verhältniß des Kalks zum Torf wie 1 zu 10 ist und zwar nach dem äußern Umfang, nicht nach dem Gewicht; nämlich zu einem Wagen Kalk werden neun Wagen Torf genommen. Der Torf wird, so wie ihn die Grube gibt, jedoch da wo er das reinste schwarze Ansehen hat, so naß wie er aus dem Wasser kommt, auf den Bretterwagen geladen und nicht weit von dem Mistplatz auf eine erhabene Stelle gefahren, die zum Trocknen am geeignetsten ist. Hier wird Wagen für Wagen einer vom andern so weit entfernt, daß Sonne und Luft dadurch streichen, um das Austrocknen zu begünstigen. Ist diese Austrocknung, was vom Wetter abhängt, so weit voran geschritten, daß, wenn man mit einem Spaten in einen solchen Haufen gräbt, die Torferde zwar noch feucht, sich jedoch ordentlich auseinandertrennt; dann wird vom Kalkofen ganz frisch gebrannter Kalk (Kalkasche, wenn sie recht schön ist kann auch gebraucht werden) abgeholt und in der Nähe der abgeschütteten Torferde abgeladen. In der Nähe dieser Haufen wird ein viereckiger freier Platz geebnet, von der Größe, daß sämmtliche Torfhaufen mit dem Kalk vermischt, darauf in einem spitzen Haufen Platz haben. Auf diese geebnete Fläche werden zuerst 2 — 3 Zoll hoch von dem tüchtig durchhackten und zerkleinerten Torf mit einem Schiebkarren aufgefahren, darauf einen oder anderthalben Zoll hoch zerschlagene kleine Kalkstücke oder Kalkasche ausgebreitet; dann so regelmäßig mit dem ganzen Vorrath von Torf und Kalk verfahren, und zwar ununterbrochen, bis Kalk und sämmtlicher Torf auf diese Weise in einen Haufen oder Meiler untergebracht sind. In diesem Zustande kann man diesen Meiler 14 Tage und wenn man keine Zeit hat, auch 3—4 Wochen stehen lassen. Nach

dieser Zeit, jedoch nicht bei Regen, sondern trocknem Wetter fängt man an einer Seite mit dem Umsetzen an, und damit alles gehörig durcheinanderkommt, bedient man sich dazu einer scharfen breiten Hacke, mit welcher man von oben herab bis auf den Boden einhauet, als wollte man kleine Scheiben abtrennen. Wenn der abgehackte Grund auf dem Boden liegt, dann wird mit einem Spaten, in so weit es nöthig erscheint, die geklumpte Erde noch verkleinert. Nun wird mit einem Schiebkarren die durchgestoßene Torferde in die Nähe des zweiten Urinkellers aufgefahren und davon einen Meiler gebildet, der in der äußern Gestalt demjenigen gleicht, worin wir die Ziegel im Freien auszubrennen pflegen. Es ist selbstsprechend, daß sich dieser Meiler oder die Stelle seiner Lagerung nach der Größe des Vorrathes richtet, den man anzufertigen beabsichtigt. Er muß oben ganz horizontal und mit einem kleinen Aufsatz versehen sein, daß keine Flüssigkeit, die man aufschüttet, an den Seiten abläuft. Auf der Oberfläche des Meilers, der nicht über 3½ höchstens 4 Schuh hoch sein darf, werden in der Entfernung etwa von drei Schuh einer vom andern starke Stangen etwa 1½ Zoll im Durchmesser eingedrückt und bis auf den Grund geschlagen und die dadurch entstehenden Öffnungen dadurch erhalten, daß man die Stangen ein wenig hin nnd her biegt. Durch diese kleinen unbedeutenden Öffnungen fließt der Urin, den man von Zeit zu Zeit, so oft Vorrath da ist, aufgießt durch den ganzen Haufen, sowie auch der äußere Eindruck der Luft dadurch befördert wird.

Ganz neu ist die Darstellung dieses künstlichen Düngers nicht; man findet sie in guten landwirthschaftlichen Schriften, obwohl nicht so deutlich beschrieben, unter dem

Namen Mengedünger, Compost, Faulhaufen ꝛc. Hat man beim ersten Umsetzen Dünger aus den Abtritten, Cloaken-Erde, Hornspäne, thierische Substanzen, Ölkuchenmehl, Malzstaub, Sägespäne, Seifensiederasche, gebrauchte alte Lohe aus den Gruben der Gerber, grünes Unkraut, Abfälle aus den Gärten, die dem Vieh nicht genießbar sind ꝛc., so kann man alle diese düngende Gegenstände beim Umsetzen schichtenweise mit brauchen; dieses letztere kann aber auch bei jedem Umsetzen, was etwa in 4—5 Monaten dreimal geschieht, geschehen. Man unterhält aber das Übergießen mit Urin immer und so oft wie nur Vorrath da ist. Das letzte Umsetzen geschieht bei trocknem Wetter etwa drei Wochen vor dem Gebrauch.

Bei diesem letzteren Umsetzen wird zur Bereicherung der Vegetation noch folgendes beobachtet:

Man nimmt zu einem Vorrath von beiläufig 100 Wagen 4 Centner gemahlenen Gyps und 4 Centner trockene Holzasche, mischt diese beiden Gegenstände durcheinander und überpulvert damit den Haufen vor und nach ganz dünn, während des Umsetzens. — Dieser Haufen braucht nun auch nicht mehr die Form eines Meilers anzunehmen. Man kann ihn auch ganz spitz auslaufen lassen. Die Kosten bei einer bedeutenden Anlage vermindern sich nach der Größe des Vorrathes, der gemacht wird.

Ist in der Nähe kein guter Torf zu haben, dann kann man auch mit folgenden Sachen fertig werden, jedoch nicht so vollkommen und sicher, als wie mit dem Torf.

1) Mit allem von den Flüssen an ruhigen Stellen lagernden Lett.
2) Dem, in verlassenen Flußbetten und alten versumpften Stellen, lagernden Lett und Schlamm, wie z. B. zu

Rheindorf in Katzengohl, zu Hitdorf in dem Binnenwasser, zu Monheim in dem alten jetzt beinahe trocken liegenden Binnenwasser, in dem Laacherbruch, in dem Binnenwasser zu Ganspohl und in ähnlichen Vertiefungen, deren eine Menge fast allenthalben vorkommen.

Wo aber auch alles das nicht sein sollte, da kann man bei leichtem Sandboden mit Lehm und Thonerde, bei schwerem Boden aber mit grobem Sand fertig werden, wenn man nur das nämliche Verfahren anwendet, und sich in den benachbarten Städten um Seifensiederasche, Abfälle aus den Lichtfabriken und Abfälle aus den Zucker- und denjenigen Gasfabriken umsieht, wo das Gas aus Ölabfällen gemacht wird. Wird nur das fleißige Übergießen mit Urin nicht unterlassen und man binnen fünf Monaten einmal mehr, den Haufen umsetzen; der Erfolg ist dann der Nämliche. Die Anwendung dieses künstlichen Düngers ist folgende: das Ackerstück, was man zu düngen beabsichtigt, gleichviel zu welchem Gebrauch, muß vor und nach dem Winter, wie es die Witterung erlaubt, von allem Unkraut gereinigt und ebenso behandelt werden, als wollte man Viehdünger darauf anwenden.

So vorbereitet wird der künstliche Dünger aufgefahren; immer kann man einen neunten Theil weniger nehmen, als wenn man animalischen Dünger brauchte. Das Auffahren geschieht so regelmäßig, daß man sehr leicht die gleiche Ausbreitung vollziehen kann. Nun pflügt man zur Saat den Acker nicht tief, säet die bestimmten Körner auf, und eggt wie gewöhnlich. Ist das Stück zu Kartoffeln, Bohnen und Erbsen bestimmt, dann werden diese wie gewöhnlich mit der künstlichen Düngung untergepflügt und nicht geegt, sondern bei großer Dürre etwa bloß mit der

Walze überzogen. Die spätere Behandlung ist nicht anders, als wenn man animalischen Dünger anwendete.

Nach meiner Erfahrung steht der künstliche Dünger gegen den Viehdünger wie folgt:

1) In der Kraft der Vegetation wie 9 zu 10;
2) Unter allen Verhältnissen der Witterung wirkt der künstliche Dünger schneller, als wie der Viehdünger;
3) Seine Darstellung ist leichter und mit wenigen Kosten verbunden, besonders wenn man aus den benachbarten Städten, woran kein Mangel ist, die Bereicherungsmittel seiner Sustanz anschafft;
4) Ist es für den geringen Mann, der keinen genugsamen oder gar keinen Viehstand halten kann, das einzige Aushülfsmittel;
5) Können ganze Gemeinden, die vielen leichten Boden haben, z. B. wie Niefrath, die wegen Mangel an Futterkräutern nicht viel Vieh halten, also auch keinen genugsamen animalischen Dünger gewinnen können, sich aushelfen;
6) Wird Jeder sich überzeugen, daß der künstliche Dünger auch länger im Boden wirkt, auch nicht so viel Unkraut erzeugt, wie der animalische; in der Voraussetzung, daß er nicht zu frisch gebraucht, und wie vorher auseinandergesetzt ist, behandelt wird.

Die hierüber von einigen Anwesenden gemachten Erinnerungen und Fragen wurden zur Zufriedenheit beantwortet.

c) Hierauf zum Schluß die Anziehung, Behandlung und Verwerthung des Hornviehs berathen.

Ein ungewöhnlich starkes Leben im Handel mit jungem

Rindvieh, was im vorigen Frühjahr statt hatte, gab die Veranlassung zu der Nachforschung über das Entstehen und über die Frage: Woher kommt es, daß wir so viel Vieh aus dem Ausland bedürfen? Eine glaubhafte Uebersicht, die mit Fleiß angefertigt war, zeigte, daß in Zeit von zehn Monaten hier im Kanton Opladen 1390 Stück Rinder und Kühe durch Juden und Christen, größtentheils Fremde, eingeführt, und durch Tausch, Kauf, theils gegen baare Zahlung, noch mehr aber auf Schuldbriefe, eingehandelt waren. Jedes Stück durchschnittlich gering, nur zu 40 Thaler angeschlagen, erbrachte schon die große Summe von 55,600 Thaler; dabei kam nicht selten vor, daß dieses Vieh auf dem weiten Transport gelitten, auch wohl gar krank eingehandelt war, denn mehrere starben bald; dieses letztere setzte auch viele Händel bei den Gerichten ab.

Diese betrübende Wahrnehmung veranlaßte, mit Zuziehung der besten Landwirthe, in die Sache tiefer und vorzugsweise darauf einzugehen, was zum Grunde liege, daß die Nachzucht beim Rindvieh nicht einmal den eignen Bedarf decke. Sehr bald stellte es sich heraus, das in unserem Kanton Opladen, vertheilt auf einen großen Flächenraum und angewachsen zu einer Seelenzahl von mehr als 30000, nur bei sehr wenigen Landwirthen eine reine Race und zwar die Holländische vorkam. Alles übrige Hornvieh bestand in erbärmlichen Bastarden, wenige waren durch Kreuzung gewonnen, die mehrsten durch den Handel eingeführt. Zu diesem gesellte sich der Umstand, daß man allgemein über die Zuchtstiere klagte, daß ihrer viel zu wenig, und diese wenigen nicht zweckmäßig vertheilt aufgestellt ständen, daher alle Jahre ein großer Theil der

Kühe unfruchtbar bleibe. Man erkennt nicht, daß die Vorsehung für jede Gegend Rindvieh geschaffen hat, daß, wo man solches anschafft, was bei dem Klima und dem Futter, was an dem Ort, wo es gehalten wird, gedeihet, alsdann der höchste Ertrag erscheint. Daß diese Individuen für die Gegend als Race angeschafft und möglichst rein gehalten werden müssen, liegt auf der Hand.

Was wollte man mit dem schweren Hornvieh aus der Marschgegend der Schweiz ꝛc. in dem mageren Heideland und Bergen des Oberbergischen und in der Eifel anfangen? Wie lange würden diese edlen Thiere bei dem magern Heidefutter und magern Gräser halten. Umgekehrt würden die von dort zu uns geführten kleinen Bergkühe sich zwar gut bei uns befinden, aber drei und vier von ihnen kaum so viel Milch und Butter geben, als eine einzige schwere Kuh in der Rheingegend.

Bei dieser Besprechung kamen auch die Krankheits-Zufälle beim Vieh zur Sprache. Hierüber war man sehr verschiedener Meinung, obwohl der Standort des Viehs, seine Nahrung und Pflege beachtet wurde.

In unserem Kanton Opladen herrscht die Stallfütterung vor. Nur einige große Gutsbesitzer machen davon eine Ausnahme und zwar so, daß sie ihr Hornvieh vom Monat Mai bis in den Herbst zweimal im Tage, jedoch nicht in der größten Hitze, Morgens und Nachmittags, auf weißen Kleefeldern, unter der Aufsicht eines Hüters angepfählt weiden lassen. Mehrere waren der Meinung, daß, wenn auch das Vieh durch den Weidegang etwas mehr Milch geben dürfte, der Verlust an Dünger doch größer, als der Gewinn an Milch sei, wenn man auch berücksichtige, daß das Weidestück durch die Ausleerungen des Viehs

hinlänglichen, stellenweise zu vielen Dünger erhalte; daß man auch bedenken möge, wie das Anpfählen oft viele Unglücksfälle durch Unvorsichtigkeit der Hirten und durch ungewöhnliche Erscheinungen wie z. B. durch einen Hund, Esel ꝛc. herbeiführe, wie das Vieh sich dadurch leicht erschrocken, wild werde und zu Schaden komme, so wie bei kalten Regengüssen, Stürmen und Gewittern oft erkranke, auch daß das Rindvieh Mittags und Abends im Stall doch gefüttert werden müsse, weil es seine vollständige Nahrung durch das Austreiben auf das Weidestück nicht erhalte. Dann kam man auf reine Stallfütterung, nämlich auf eine solche, wobei das Vieh das ganze Jahr nicht anders vor die Thür komme, als wenn es zum Ochsen geführt werde, oder höchstens im Herbst, wenn das Futter rar zu werden anfange, wohl auf Stopelklee oder Grasböden zum Abweiden getrieben oder geleitet werde.

Viele Landwirthe sprachen sich wider diese Behandlung aus, mehrere waren sogar der Meinung, daß ein solches Stück Vieh nicht gesund bleiben könne, andere wollten durch die Erfahrung eines bessern belehrt sein, besonders wenn der Stall gut eingerichtet und mit den gehörigen Luftabzügen oder Schiebern versehen wäre, um reine Luft dem Vieh zuzuführen; Bewegung und ganz freie Luft scheine das Rindvieh nicht nöthig zu haben. Man sehe häufig, wie so gehaltenes und gut genährtes Rindvieh gesund bleibe und mehr Milch gebe, als wie die Weidkühe. Besonders war man dagegen eingenommen, die an den Stall gewöhnte Kuh im Herbst bei kalter Witterung auf Stoppelklee ꝛc. weiden zu lassen. Eine Menge Beispiele wurden vorgebracht, wo ein solches Thier, dem alles fremd und neu vorkam, erschrocken, wild geworden und umgekommen, an-

dere durch bloße Erkältung bei Regen und Sturm erkrankt und zu Grunde gegangen. Diesem nach kam man zuletzt auf die Frage: bei welcher Fütterung gibt das Hornvieh den höchsten Ertrag? mit anderen Worten: soll man das Vieh warm oder kalt tränken, und das Futter ohne zu erhitzen oder einzusäuern, reichen? Diejenigen, welche von dem Abbrühen und Einsäuern des Futters nichts wissen wollten, hatten den Niederrhein und die Marschgegend im Auge, nämlich da, wo das Vieh den höchsten Ertrag gibt, auch in wenigen Monaten fett wird. Man fragte: wie geht das zu? Ihre Antwort war: das Thier gedeiht deshalb so gut, weil es naturgemäß im Freien lebt, und Futter genug hat. Man kam dann zurück auf einige Gegenden, wo das Hornvieh das ganze Jahr im Stall gehalten wird, in einigen Wirthschaften sogar, mit Ausnahme bei hartem Frost dreimal im Tage auf den Hof geführt wird, um aus einem Teich oder Kübel, soviel kaltes Wasser zu trinken, als ihm beliebt; im Stall, (aber nur im Winter) geschnittenes Stroh, vermischt mit verkleinerten Wurzeln, Spreu ꝛc. wieder kalt zum Genusse bekommt. Man wollte sogar behaupten: man finde in solchen Ställen recht schönes und selten krankes Vieh; zusetzend, daß man gelegentlich der in den letzten Jahren, auch bei uns geherrschten Lungenfäule, in diesen Ställen damit verschont geblieben, wo dagegen andere damit befallen worden, welche gewohnt waren, das harte Futter zu schneiden, durch Erhitzung zu erweichen und so lauwarm dem Vieh zu geben.

Eine dritte Meinung bildete sich auf folgende Art: das ganze Jahr nämlich, im Sommer sowohl als im Winter, das Futter zu kochen oder heiß zu überschütten, schien ihnen des Brandes wegen unklug und widernatürlich. Man

wollte aber zugeben, daß in den Wintermonaten es zweckmäßig sein dürfte, das harte Futter durch Erhitzung zu erweichen, mit geschnittenem Stroh und Heu vermischt in einem abgekühlten Zustand dem Vieh vorzusetzen, wie dieses denn auch in den besten Wirthschaften gebräuchlich sei. Wegen Mangel an Zeit konnte dieser wichtige Gegenstand nicht ganz erschöpfend berathen und durchgearbeitet werden; jedoch wurden vorläufig über die Haltung des Zielviehs folgende Grundsätze festgestellt: daß auf 125 Stück Kühe und Rinder ein Stier bestehen soll, und daß das Sprunggeld bei der schwersten Race auf 5 Sgr.; für die mittlere Race von der Ruhr und Münsterland auf 4 Sgr., und für die kleinste Race von der Agger von 250—300 Pfund nur auf drei Sgr. für die Begattung festgestellt werden möge.

Diesem nach wurde die aus dem Bericht der Bürgermeister angefertigte tabellarische Übersicht über den Bestand des Hornviehs und der Zuchtochsen vorgelegt. Darin war man einig, daß vor allem dafür gesorgt werden müsse, daß auf 125 Kühe und zweijährige, oder anderthalbjährige Rinder ein gesetzlich angeköhrter Stier gehalten werden müsse, daß mit diesem Thiere nicht gearbeitet und es so gut genährt werde, daß es zu jeder Zeit schlachtbar erscheine, daß die Anschaffung der fehlenden Stiere durch eine öffentliche Vergantung jedoch dergestalt geschehe, daß der Stierhalter alle Gefahr und Kosten der Unterhaltun übernehmen, ihm dagegen ein Sprunggeld, wie vor bemerkt, zu nehmen erlaubt werde; daß nur für die untere Rheingegend und wo kräftiges Futter wachse, holländische, für die ganze Berggegend aber nur eine münsterländische oder Ruhr-Mittel-Race angeschafft werde.

Zum Schluß kam man auf die Anziehung und Mästung der Schweine. Die Veranlassung wurde genommen, aus dem Gutachten der Sammtgemeinde Schlebusch, worin behauptet wird, daß diese Sammtgemeinde durchschnittlich gerechnet 1500 Stück Schweine zu mästen pflege. Wenn man nach diesem Verhältniß auch die übrigen Sammtgemeinden des Kantons Opladen beurtheile, so würde man schon, ohne den benachbarten Kanton Solingen, der auch zum landwirthschaftlichen Local-Vereine gehört, auf die Summe von 6000 Schweinen kommen; das fette Schwein nur zu 25 Thaler angeschlagen, erbringe schon die reine Summe von 150000 Thaler. Es wird weiter behauptet, daß mehr als die Hälfte dieser Schweine im Frühjahr durch Handelsleute eingeführt und per Stück zu 5 — 6 Thalern abgesetzt zu werden pflegen. Die Hälfte dieser baaren Auslagen ad 18000 Thaler scheinen dadurch leicht erspart zu werden, daß alle Landwirthe, welche etwa 20 Morgen Acker bauen sich auf die Anziehung von jungen oder Faselschweinen legten; daß es in dem Wunsch der Mehrheit der Mitglieder des Vereins zu liegen scheine, daß bei Verdingung der fehlenden Stiere, gleichzeitig auch einige gute Biere aufgestellt, auch unter diesen ein oder zwei Chinesische sein möchten, wovon behauptet wurde, daß diese sehr schwer, und was die Hauptsache ist, mit geringem Futter fett würden.

Es wurde hierbei mit zur Handnehmung der Zeichnung auseinandergesetzt, wie durch eine wenig kostende Einrichtung des Stalls, alles Einstreuen von Stroh ꝛc. unter die Schweine fortfalle, und daß die Thiere dabei doch reinlich und gesund blieben.

Der anwesende Vorstand und übrige Mitglieder des

Vereins erklärten, daß dieser Gegenstand ihre Aufmerksamkeit angezogen und daß sie darauf antrügen, daß zur Verminderung der großen Einkaufssumme für die Faselschweine das Publikum aufmerksam gemacht werde, sich mit der Anziehung junger Schweine mehr zu beschäftigen, auch bei der Aufstellung der fehlenden Stiere der Bedacht auf die Anschaffung und Haltung der Biere, wobei der Herr Gutsbesitzer Daniel Kemperdick sich erbot eine durchkreuzte Race chinesischer Art für den Preis von drei Friedrichsd'or das Paar käuflich zu überlassen.

Deycks. Lungstrass. Sons. Zpiecker. D. Kemperdick. Iselbeck. Jansen. Theegarten. Offelmann. Büttgers. Dahl. Ant. Peters.

In der zahlreichen Versammlung vom 10. April d. J. wurde der wichtige Gegenstand über die Vermehrung des Viehdüngers und die Bereitung eines künstlichen ausführlich besprochen, berathen und darüber vorstehende Verhandlung aufgenommen. Die hierin von 1—6 vorkommenden Schlußfolgen wurden als hier und in der Umgegend bekannte Thatsachen bestätigt mit dem aufrichtigen Wunsch, daß die erfolgreiche glückliche Entdeckung zum Heil der Landes-Cultur bald eine allgemeine Anwendung finden möge, worauf der Herr Direktor dieser Abtheilung in seiner öffentlichen Abhandlung vom 17. Oktober c. *) wohlmeinend hingedeutet hat, welches alles auf Verlangen hierdurch amtlich beglaubigt wird.

Opladen, den 15. Dezember 1845.

Der Bürgermeister Krahe.

*) Vorschlag zur Güte.

Man klagt so viel in unserer Zeit über allerlei Noth und Gebrechen, und doch ist die Zeit nicht schlecht, wenigstens nicht schlechter als frühere Zeiten, die auch ihre Noth hatten, aber sich zu helfen wußten. Die Kriegsjahre im Gefolge der französischen Umwälzung brachten Drang und Noth jeder Art; Land und Leute waren geplagt, und — das Schlimmste von Allem — man war dahin gekommen, des vaterländischen Namens und Gefühles sich kaum noch zu erinnern. Endlich, nach einer bis dahin unerhörten Anstrengung der Völker, ward es Friede, allein nun trat die Unmilde der Natur dazwischen. Die Jahre 1816 und 1817 brachten die verderblichste Nässe und Theuerung, deren Andenken noch nicht erloschen ist. Damals fingen auch die Klagen wegen Ueberbevölkerung Deutschlands an. Amerika bot viele Tausend Quadratmeilen ungebauten Bodens. Erst kam ein dunkeles Gerücht davon zu den arbeitenden Klassen am Rheine, Main, Neckar u. s. w.; dann bildete sich allmählig ein Verlangen, auszuwandern, in der Ferne jenseits des Meeres frei zu werden von Druck und Armuth. Man kann annehmen, daß seitdem Jahr auf Jahr an 30000 Deutsche nach Amerika gegangen sind. Dieß macht in dreißig Jahren nahe an eine Million. Sie haben ihr Vaterland aufgegeben, ihr Eigenthum, so gut sie konnten, zu Gelde gemacht, und mit demselben sich und den Ihrigen im fernen

Westen ein neues Dasein gegründet. Vielen ist es trefflich gelungen, und diese machen nun schon einen namhaften Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus. Sie halten zusammen, so gut es geht, sind ihres Fleißes, ihrer Redlichkeit wegen geachtet, aber sie sind kein Volk; sie dienen einem fremden Volke. Und nicht allen ist es gelungen. Sehr Viele sind auf der Überfahrt gestorben, oder verarmt, betrogen in die Heimath zurückgekehrt. Die meisten haben, statt der gehofften Reichthümer, sich mit einem mäßigen Besitze und Wohlstande begnügen müssen, den Deutschland ihnen eben so gut bieten konnte. Denn, man mag die Sache ansehen, wie man will, um so viel Glück und Wohlstand ist das deutsche Vaterland ärmer geworden, als jene dort erworben haben. Ein Anderes wäre es, wenn sie Colonieen für Deutschland, folglich Nutzen seines Handels, seiner Schifffahrt geworden wären. Jetzt spricht Alles von Texas, ja, von der heillosen Mosquito-Küste. Auch das ist kein Boden für Deutsche. Besäßen wir eine deutsche Handels-, eine Kriegsflotte, ja, dann wäre es anders! Wir dürften dann mit den andern Nationen in die Schranken treten, die uns jetzt stolz übersehen und mit Achselzucken auf unsere leidigen Religions- und andere Zänkereien hindeuten, wenn man von deutscher Einheit, von Deutschlands Ehre reden will. Aber — so ist es einmal! Eine Flotte ist noch nicht vorhanden; Deutschland eingeengt durch tausend innere und äußere Schranken, der Wirrwar der Parteien von Tag zu Tag empfindlicher, der Schwindel der Unternehmungen im Gebiete der Gewerbe, des Handels der Eisenbahnen fortwährend im Wachsen. Das ist die Noth der Zeit, und es wäre ein rechter Arzt, der sie

zu heilen verstände. Nun ist der Kranke, das heißt, unser deutsches und rheinisches Vaterland, noch nicht ohne Kräfte, nicht rettungslos verloren. Aber es gährt und wühlt Alles durcheinander; dicker Qualm steigt auf in die Luft, so daß man oft den klaren Himmel nicht erblickt, der doch noch da ist. Was soll man da thun? Wie gesagt, der rechte Arzt soll noch gefunden werden. Indessen kann es nicht schaden, wenn Jeder über die Noth und ihre Abhülfe nachdenkt und nach bestem Wissen und Vermögen Rath giebt.

Diese Aufgabe haben vorzüglich die landwirthschaftlichen Vereine. In allem Wechsel der Verhältnisse bleibt doch der Boden des Vaterlandes. Die Erde fährt fort, Früchte zu tragen, in so fern man sie bearbeitet. Ihr Ertrag ist abhängig von der Bebauung. Je mehr Menschen geboren werden, desto mehr Nahrungsmittel sind nöthig. Folglich muß mit dem Anwachsen der Bevölkerung auch der Anbau des Bodens wachsen. Öde Strecken, Wälder, Sümpfe müssen in Fruchtfelder verwandelt und auf den bereits angebauten Stellen der Erde durch Kunst reicherer Ertrag gewonnen werden. Man muß die Aussaat, die Arten der Fruchtgewächse, die Bereitung des Ackers, vor allem die Düngung vervollkommnen und vermehren. Die Viehzucht steht mit dem Feldbaue in nächster Beziehung. Auf diese wird sich das Haupt-Augenmerk richten. Der Obstbau bildet eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums für ganze Strecken des Vaterlandes. Er kann und soll erweitert und befördert werden, so viel es nur Boden und Klima gestatten. Und sie gestatten viel mehr, als es auf den ersten Blick scheint. Fast alle Gegenden Deutschlands können Obstbau haben, wenn auch einzelne, wie die Pfalz ꝛc., den Vorrang behalten. Aber es gehört Sorgfalt

und Kenntniß dazu. Darum muß der Obstbau in den Volksschulen gelehrt werden, wie es im Badischen ꝛc. bereits geschieht. Bis wir mehre förmliche Ackerbauschulen in jedem Regierungsbezirke unseres Staates haben werden, kann der Eifer, die Thätigkeit verständiger Schullehrer auf dem Lande sehr viel leisten. Es sind Vorschläge dieser Art von dem landwirthschaftlichen Vereine schon gemacht, die ohne allzu große Mühe und Kosten sich ganz gut ausführen lassen, und von der Weisheit der hohen Landes-Regierung ist mit Sicherheit zu erwarten, daß sie einem so wichtigen Gegenstande die ernsteste Beachtung widmen werde. Denn nur so ist der Übervölkerung zu wehren und so die Auswanderung in fremde Weltgegenden unnöthig zu machen und die Kraft der Arme und des Geldes unserem Vaterlande zu erhalten, daß man den Boden desselben in jeder Weise ausbeutet. Mit jedem Jahre gestaltet sich diese Frage ernster. Das Steigen des Gewerbfleißes erschwert die Sache, statt sie zu erleichtern. Die Bedürfnisse nehmen zu, und es braucht bloß ein geringer Mißwachs, eine Krankheit der Kartoffeln oder Ähnliches einzutreten, um ganze Länder in die schlimmsten Verlegenheiten zu stürzen. Man fühlt es allgemein: Das richtige Verhältniß zwischen dem Bedarf und dem Bodenertrag ist, wo nicht völlig zerstört, doch gefährdet. Nicht nur Holland, Belgien, die Schweiz, als eigentliche Industrie-Länder, machen diese Erfahrung; sie drängt sich auch in unseren Gegenden dem Beobachter mahnend auf.

So erscheint es denn als Pflicht, nichts zu übersehen, was den Anbau des Bodens und dessen Ertrag vermehren und sichern kann. Die solinger Lokal-Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins für die Rheinprovinz hat an die

hohe Regierung zu Düsseldorf (d. d. 4. Oktober 1845) eine Eingabe gerichtet, worin die obwaltenden Nothverhältnisse unseres Landbaues aus einander gesetzt, und besonders drei Punkte einer näheren Beachtung und Unterstützung empfohlen werden. Diese sind: erstens die Erziehung und Vermehrung der Handelsgewächse, welche namentlich den bedrängten Gegenden der Eifel, des Hundsrückens, des Oberbergischen Zuwachs des Wohlstandes versprechen; zweitens der Unterricht der Jugend in der Landwirthschaft, und drittens die Fortschritte in der Düngerlehre, welche in jüngster Zeit gemacht worden. In der Versammlung der solinger Abtheilung zu Opladen am 10. April d. J. sind diese Grundsätze und Erfahrungen über die Düngung mit entsäuertem Torf und Teichschlamm dem Urtheile einer Anzahl der verständigsten Landwirthe unserer Gegend unterworfen und von denselben durchaus richtig befunden worden. Man legte Proben des Düngers vor; man machte Versuche mit demselben an verschiedenen Orten, unter mancherlei Umständen und alle haben sich bewährt. Namentlich wurde zu Opladen auf dem dürrsten Haideboden (Flugsand) mit dem neuen Kunst-Dünger ein ziemlich hoher Ertrag gewonnen. Auf einem Morgen dieses Ackers wurden im Oktober vorigen Jahres 4000 Pfund schöner Kartoffeln geerntet, dann derselbe Acker, ohne neuen Dünger, mit Roggen bestellt, worauf 360 Stück trefflicher Garben, welche ungefähr 9 Scheffel Korn und 1000 Pfund Stroh erbrachten, in diesem Jahre gewonnen wurden. Die Sache ist hier allbekannt. Ein ansehnliches Stück, bestellt mit Mais, prangt mit 4, 5 bis 8 Kolben, wo man sonst in Deutschland doch gewöhnlich nie mehr als 3 an einer Staude findet. Rüben zu 4½ Pfund, Kohlraben, in und oben der Erde, von

gleicher Schwere; Runkelrüben von 20 bis 25 Pfund werden jedem anständigen Landmanne gerne vorgezeigt, wie aus mehren Einladungen durch die öffentlichen Blätter uns schon bekannt ist. So ist die Güte und Kraft des künstlichen Düngers erwiesen für Jeden, der Augen zum Sehen hat, und eine folgenreiche Erweiterung des Landbaues auf so manchen Haidestrecken in allen Gegenden unseres Vaterlandes, besonders im Norden Deutschlands, in nächste Aussicht gestellt. Gewiß ein großes Ergebniß!

Überzeugt von der Wichtigkeit der neuen Entdeckung, die so gemeinnützlich als möglich zu machen sein erstes Bestreben ist, hat sich der Vorstand der solinger Abtheilung nun an die hohe Regierung bittweise gewandt und eine strenge Prüfung der Sache durch Kunstverständige und Landwirthe von Ruf nachgesucht, damit durch gedachte Behörde diese Erfindung alsdann in weiteren Kreisen verbreitet werde. Zu jeder Probe und Nachweisung erklärt der Vorstand sich bereit; er hat nur den Wunsch, daß die Prüfung der Sache bald vor sich gehe, ehe die Ungunst der Witterung die Untersuchung unmöglich macht. Er verbindet damit das Gesuch, in den Landschulen eine kurze und klare Unterweisung in den Hauptlehren des Feldbaues und der Viehzucht baldigst einzuführen, damit die heranwachsende Jugend des Bauernstandes frühzeitig auf den Werth des Fortschrittes in ihrem Geschäfte aufmerksam werde und Aug' und Ohr gebrauchen lerne.

Geschieht dies bald und allgemein, so wird Überbevölkerung weniger beklagt, Noth nicht befürchtet, Auswanderung nicht gesucht werden müssen. Wir werden den Bauernstand fortschreiten und allmählig die Stelle einnehmen sehen, welche ihm von Gott und Rechtswegen gebührt. Geschieht

es nicht, so steht Wichtigeres auf dem Spiele, als Mancher sich träumen läßt. Jetzt drängt uns bloß die Krankheit der Kartoffeln. Aus allen Ecken vernehmen wir Klagen und Rathschläge, und auf die vielfache Noth werden schon vielfache Pläne und Speculationen gebaut. Nehmen wir einmal an, es wären nicht bloß die Kartoffeln, es wären auch Brodfrüchte und Futterkräuter mißrathen, — was sollte daraus werden?

Und so, oder ungefähr so kann oder wird es einmal kommen, in kurzen Jahren. Darum der Vorschlag zur Güte: „Helfet, so lange es Zeit ist!"

Opladen, den 14. Oktober 1845.

Der Director der solinger Lokal-Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins, Deycks.

Dem größten Chemisten unserer Zeit, Herrn Dr. Freiherrn von Liebig, Professor an der Universität Giesen, Ritter ꝛc. ꝛc., der das berühmte Werk, die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie, Braunschweig 1843, geschrieben hat, wurde diese Abhandlung in Betreff des Düngers zum Gutachten vorgelegt und um seine Ansicht gebeten. Derselbe hält sich die Analysirung des Torfs bevor, um sich darüber äußern zu können, ob der Torf auf Feldern aller Art mit gleichem Vortheil anwendbar ist; sagt jedoch vorläufig folgendes: „Aus Ihren „Versuchen geht auf das Entscheidendste hervor, daß die „Anwendung dieses Düngers großen Nutzen für alle die„jenigen Felder haben wird, welche in ihrer Beschaffenheit „und Zusammensetzung denen ähnlich oder gleich sind, auf „welchen seine Wirkung bereits erprobt worden ist; ich „glaube ferner, daß er für diese Felder den thierischen „Dünger vollkommen ersetzen kann.

Dies sind die Worte des großen Mannes aus seiner vorläufigen Entscheidung vom 20. des vorigen Monats und da die Wirkung des Torfdüngers bereits auch bei uns auf allen Bodenarten versucht worden ist, so ist es außer allem Zweifel, daß seine nachträgliche Entscheidung gut ausfallen wird.

II.

Wiesenbau.

Wiesen, gut gepflegt, geben Gelegenheit unser Zug- Milch- und Wollvieh zu ernähren, zu vermehren, vielen und guten Dünger zu gewinnen. Als eine starke Stütze der Landwirthschaft, verdienen Wiesen die sorgfältige Prüfung und Entwickelung der Frage: Wie ist der Grasaufwuchs zu vermehren und zu veredlen? Nach meiner Erfahrung scheinen folgende Mittel die besten zu sein:

a) Bewässerung; b) Entwässerung; c) Ausrottung des Unkrauts, besonders des Mooses; d) Dünger; e) zeitgemäßes und geregeltes Mähen.

A. Das Bewässern (Flötzen) aus einem benachbarten fließenden Wasser, oder durch Regenwasser, was bei heftigem Regen aus einer höher gelegen Stadt, Dorf ꝛc. abfließt; die Bewässerung geschieht entweder durch sanftes Ueberfluthen des Rasens, vulgo Ueberrieseln; durch starkes Aufstauen oder Ueberfluthen, auch durch beides zusammen nach dem Stand des Wassers und der Witterung. Alle diese Bewässerungsarten setzen voraus, daß die Wiese an einem Fluß oder Bach liegt; — der Wasserspiegel des Flusses muß bei kleinem und gewöhnlichem Wasser mit der Oberfläche der Wiese gleich stehen: so daß, wenn der Strom durch anhaltenden Regen steigt, das Wasser anfängt die Wiesen zu überfluthen. Diese glückliche Lage ist diejenige treffliche Bereicherung des Grasbodens, welche weiter nichts

kostet, als daß die Wiese eben gehalten, und mit einer Einlassung und Entwässerungsschleuse; am Rande aber mit einem Damm, wo es nöthig erscheint, versehen sein, so, daß man das trübe Wasser etwa 2—3 Schuh hoch auf dem Grase stehen läßt, wie man es zur Absetzung des Düngstoffs für zuträglich findet — zu beiden Schleusen führt ein kleiner Damm. Die Schleusen sind gar nicht kostbar, man fertigt sie aus einigen Zimmerstücken an, die eine Falze haben. — In diese werden von der Erde an Bretter nicht breiter als 3—4 Zoll einzeln von oben herab eingelassen; an jedem Brett ist ein Haken oder Ring zum Aufziehen. — Unter allen Verhältnissen kann jetzt jede Person den Stand des Wassers reguliren. Die beiden Schleusen bleiben stehen, damit, wenn das Ueberfluthen schädlich sein würde, z. B. wenn das Gras schon stark angewachsen ist, man dann das kothige Wasser absperrt.

Die zweite Art der Bewässerung, durch Ueberrieseln, setzt voraus, daß man einen Bach benutzen kann, der durch die Wiese, oder doch nicht weit vorbei fließt. — In beiden Fällen hängt das Gelingen von folgenden Umständen ab, ob man die Bach durch eine Schleuse sperren kann, ob die Höhe des Wassers, welche man durch das Sperren bewirkt, dem höchsten Punkte der Wiese gleich kommt, so daß man mit einem Gefälle von 1 Zoll auf 100 Fuß das Wasser aus der Bach, vermittelst den vor der Schleuse angebrachten Grabens dahin bringen kann, ohne daß die höher gelegenen Bachufer überschritten werden.

Stellt sich dieses günstige Resultat heraus, dann wird das Wasser aus dem Bach mit Hauptgräben auf ein oder mehrere dieser höchsten Punkte leicht gebracht; aus diesen Hauptableitungsgräben gehen nach allen Richtungen der

ganzen Wiese so viel kleine Flötzgräbchen, daß damit vor und nach die ganze Wiese sanft überfluthet werden kann. Diese gar nicht tiefe Rinnen werden beim Eingang aus dem Hauptgraben, nach dem man das Wasser führen will, mit einem Stück Rasen oder einem kleinen Brettchen geschlossen oder geöffnet. — Auf der Wiese selbst geschieht weiter nichts, als daß die Oberfläche möglichst geebnet wird. — Von einer Biegung oder wellenförmigen Ebene zur andern wird das Wasser vermittelst horizontal gelegten Gräben dergestalt gebracht, daß kein Fuß breit unberieselt bleibt. Die Hauptschleuse in der Bach kann ganz von Holz gebaut und so eingerichtet werden, daß ein erwachsener Knabe das Wasser auch bei plötzlichen Fluthen reguliren kann. Zwei mit Falzen versehene Viergespanne stehen auf eingeschlagenen Brettern in der Bach; will man Bewässern, so werden die Sperrbretter herbeigeholt, und von oben herab fallen gelassen, so daß man es in seiner Gewalt hat, die Bach ganz oder theilweise aufzuhalten und in die Hauptgräben zu führen. Damit da, wo das Sperrschütz steht, das Ufer nicht einreißen kann, sind zur Seite Bretter angebracht. Eine derartige Vorrichtung, wie ich sie habe, ist mit 40—50 Thaler recht gut darzustellen. An der Bach besitze ich 13 Morgen Grasboden; sie ist stark, in einer kurzen Entfernung treibt sie 7 Mühlen. Die Oberfläche meines Bodens ist an vielen Stellen ganz ungünstig und wellenförmig, was aus dem Umstand schon hervorgeht, daß mit horizontal angelegten Gräben an mehreren Stellen das Wasser von Norden nach Süden auf die dasige Anhöhe geleitet, und von diesen Höhen von Süden nach Norden zurückkommt, dann daß beide Wasserstrahlen das benutzte Wasser im rechten Winkel kreuzweise unter dem Haupt-

wassergraben ablassen. Alle 13 Morgen können reichlich bewässert, auch wenn man will, überstaut werden. Die nöthigen Vorrichtungen dazu sind da.

Mit dem, was ich hier sage, will und kann ich keinen täuschen. Meine Wasserleitung liegt jedem wißbegierigen Sachkenner offen vor Augen; Jeder hat freien Zutritt; alles soll auf Verlangen an jeder merkwürdigen Stelle erklärt, auch wenn es die Witterung erlaubt, gezeigt werden, um sich zu überzeugen, wie in fünf Minuten durch Einsenkung der Bretter, das Wasser 5 Schuh steigt und lustig durch die Hauptgräben läuft ꝛc.

Wenn das Gefälle auch an einer ungünstigen Stelle, was nicht selten ist, vorkommt: so kann man die großen Kosten, welche mit dem siegerländischen Rückenbau verbunden sind, sparen, und doch eben so viel oder noch wohl mehr aus gleicher Oberfläche gewinnen. Am Ende kommt doch alles auf den reinen Ertrag an. Die Kosten meiner Anlage sind allerdings nicht ganz unbedeutend, auf jeden Fall als $^9/_{10}$ geringer. Bei meiner Bewässerung werde ich auch in der gewöhnlichen Benutzung nicht gehindert; die Unterhaltung ist ganz unbedeutend.

Beim künstlichen Wiesenbau mit Rücken ꝛc. ist es nicht so. Das Heu darf nicht aus der Wiese mit einem Wagen abgeholt werden, damit die Rennen nicht verdorben, kein Vieh darf zum Abfressen des Nachgrases aufgetrieben werden, anhaltend muß ein Aufseher da sein, der die durch Maulwürfe und Reitmäuse oder die verwachsenen kleinen Rennen säubert, kurz! man kommt nicht aus der Arbeit. Ist die Lage einer Bach ungünstig, ich meine, daß das Wasser wegen flachen Ufer nicht durch eine Schleuse dergestalt aufgestaut werden kann, daß durch die vorbeschriebene

Hauptableitungsgraben das Wasser auf die höchsten Punkte der Wiese geleitet werden kann, dann giebt es doch noch ein Mittel sich zu helfen. Dieses ist: einen kleinen Theil des Bachufers an beiden Seiten in eine Mauer zu setzen, und an diese Stelle ein Schöpfrad anzubringen, wie zwischen Elberfeld und Barmen zu sehen; diese Schöpfräder sind in der neuesten Zeit so vereinfacht und vervollkommnet worden, daß ihre Darstellung sehr wenig Kosten veranlaßt; das Wasser läßt sich 10 und mehrere Schuh heben und wohin man will zum Zweck führen.

Dies über die Bewässerung der Wiesen.

B. Unter Entwässerung verstehe ich die Trockenlegung von Moor und Sumpfwiesen, worin schlechtes, saures Gras, mit Schilf und Binsen vermischt, vorkommt; wo der Boden oft bei jedem Tritte zittert und in schmutzigem rothen Wasser zu schwimmen scheint. Haben dergleichen Wiesen ein genügendes Gefälle, dann liegt darin Hülfe, daß man durch eine oder mehrere Hauptgräben, worin mehrere kleine, parallel laufende Gräben etwa in einem Winkel von 40 Grad einmünden, das überflüssige Wasser ableite. Liegt aber eine solche Wiese muldenförmig, ohne Gefäll, dann ist nichts mehr übrig als eine Wasserleitung unter der Erde zu versuchen. Der Versuch geschieht, wie folgt: Da wo die Wiese am niedrigsten liegt, wird durch Thon oder Klei bis auf Sand, Kies oder Rollsteine dergestalt eingegraben, als wollte man einen Brunnen graben. Liegen diese letzteren, das Wasser durchlassenden Gegenstände nicht zu tief, dann ist der Prozeß gewonnen; in der Voraussetzung jedoch, daß nach der Größe der Wiese mehrere dergleichen Hauptlöcher ausgeworfen werden, um das durch die parallel in diese Vertiefungen vermittelst Seitengräben

einlaufende Wasser aufzunehmen und zu versenken. Die gegrabenen Auszugslöcher werden mit Abfall von Eichen- und Elleräsen bis 1½ Schuh ausgefüllt und mit dem besten Auswurf geebnet. Der übrige schlechte Auswurf wird abgefahren. Liegen aber Sand, Kies oder Steine zu tief, oder schwimmt der ganze Kessel, worin die Wiese liegt, fast im Wasser, dann rathe ich die Benutzung als Wiese aufzugeben und Ellern anzupflanzen, die in wenigen Jahren einen weit höhern reinen Ertrag bringen werden.

C. Die Zerstörung des Unkrauts, als z. B. Disteln, Hauhechel, wilder Sauerampfer ꝛc., vorzüglich des Mooses, bewirkt einen bessern Graswuchs. Das Unkraut schwächt die Nahrung der Graswurzel, mehrere Unkrautpflanzen ersticken auch durch ihren üppigen Wuchs das benachbarte Gras. Das Moos aber, wenn es überhand nimmt, verdirbt alles. Die meisten Unkrautspflanzen können im Frühjahr, bei dem ersten Pflanzenwachsthum, oder 14 Tage nach der Erndte des Maihens erkannt und ausgerissen werden; mit dem Hauptfeinde, dem Moose, wird man aber nicht so leicht fertig. Zwischen gesunden und kräftig wachsenden Gräsern kommt das Moos nicht auf; man sorge daher vor allem, den Grasaufwuchs kräftig zu erhalten. Man ebene im Frühjahr alle Maulwurfs- und Ameisenhaufen; man überziehe und reinige den Grasboden mit einem scharfen Rechen oder einer kleinen Egge mit eisernen Zinken und gebe ihm den nöthigen Dünger. Hat das Moos aber einmal die Oberhand gewonnen, dann muß man schon im Herbste, und während des Wintens mehrere Male, wenn es die Witterung zuläßt, den Boden mit einer geschärften eisernen Egge überziehen, und das Moos jedesmal, wenn es angetrocknet ist, verbrennen. Im Frühjahre

wird dieses zeitig wiederholt, dem Boden Dünger gegeben und das Stück besamt und leicht eingeeggt.

D. Der beste Dünger für Wiesen ist Asche, vorzugsweise von Holz, der Urin vom Vieh, Gassenkoth, verfaulte Vegetabilien mit etwas gebranntem Kalk und verrottetem Kuhdünger untersetzt, und mehrmals durchgeschaufelt. Diese gemischten Düngstoffe werden im Frühjahr bei trockenem Wetter übergestreut.

E. Man ist darüber nicht einig, ob das Gras vor oder nach der Erreifung des Samens gehauen werden soll. Es werden hiergegen Gründe für und wider aufgestellt. Alle Gräser gehören zu der Klasse der ausdauernden Gewächse, die sich durch Seitentriebe und Wurzelausläufer verjüngern. Dieses Reproductions-Vermögen wird durch zeitiges, kurzes und glattes Abmähen begünstigt; der Nachwuchs ist unvollkommen, mitunter schlecht, wenn der Schnitt des Grases zu hoch über der Staude vollzogen, oder erst dann geschieht, wenn der Grassame vollkommen reif ist.

Die Wiesengräser gleichen in mehrerer Beziehung dem Roggen, Hafer, Weizen und Gerste. Werden diese Getreidearten vor der Reife der Körner abgeschnitten, dann entsprossen neue Halme; geschieht aber das Abmähen bei völliger Erreifung der Halme und der Körner, dann schlägt keine einzige Pflanze nach, alle gehen aus. Unsere großen Bleichen werden vom halben April bis in den August alle Tage mit Tuch und Garn belegt, übergangen ꝛc. In dieser Zeit kommt kein Halm auf. Nach dem halben August, wo man aufhört zu bleichen, wächst auf diesen Bleichen das Gras ganz dicht und üppig auf, was einmal grün abgeschnitten und verfüttert, der Nachschlag aber abgeweidet wird. Alle diese Wiesen prangen mit dem üppigsten

schönsten Grase, obwohl in 30—40 Jahren kein Körnchen Grassame darauf erreifen konnte, oder darauf ausgesäet wurde.

Viele hundert Morgen unserer Baumhöfe werden durch Menschenkoth, in Viehurin überdüngt, das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der drei Sommermonate, überschüttet oder gedüngt; das Gras darin wird 3—4 mal abgeschnitten und grün verfüttert. In diesen Baumhöfen kommt nie ein Grashalm zur Reife; obwohl mehrere über 80, 90—100 Jahre alt sind, so stehen die Grasstauden darin ganz dicht und freudig, auch kommt darin kein Moos auf. Hieraus dürfte man zu folgern sich für berechtigt halten, daß es nicht nöthig sei darauf zu achten, ob der Grassame reife Körner habe oder nicht, daß man vielmehr zeitig mähen solle, um mehr Nachheu zu gewinnen. Eine solche Schlußfolge dürfte jedoch trügen. Baumhöfe und Bleichen bleiben wegen der anhaltend darauf kommenden, stark riechenden, scharfen Sachen frei von Mäusen Maulwürfen, Engerlingen, Ameisen und anderen Insecten, welche nicht selten unsere Wiesen jämmerlich mitnehmen, indem sie die Graswurzeln angreifen und die Reproduction der Wiese durch Wurzelausläufer hindern. Rathsam scheint es daher zu sein, daß wir die Heuerndte bis in die zwei letzten Wochen des Monats Junius aussetzen. Bis dahin ist zwar noch nicht aller Grassamen reif, aber doch gewöhnlich so viel als nöthig ist, die etwa leer gewordenen Stellen durch das Ausfallen während des Heuwendens, zu besamen. Um diese Zeit, was Geruch und Farbe ꝛc. anzeigt, ist auch das Heu am besten; früher abgemäht, hält das Heu kein Gewicht, staubt auch heftig und ist dem Vieh gar nicht gesund.

Opladen. Deycks.

III.

Ueber Milchwirthschaft.

Unter allen landwirthschaftlichen Gewerben nimmt die Milchwirthschaft viele Aufmerksamkeit und die größte Reinlichkeit in Anspruch. Alle Gefäße, welche mit der Milch in Berührung kommen, müssen anhaltend rein und süß erhalten werden; da, wo die Milch aufgestellt wird, dürfen keine Kartoffeln, frisches Brod, Gemüsetonnen, kurz nichts sein, was starken Geruch verbreitet. Die Temperatur der Luft darf nicht unter acht und nicht über zwölf Grad R. sein.

Sehr vielen widrigen Zufällen ist die Milchwirthschaft ausgesetzt; folgende sind die gewöhnlichsten:

Blaue Milch, die dem gemeinen Mann in der Vorzeit als ein übernatürliches Unglück großen Kummer machte. Sie erscheint nicht plötzlich. Es kommen zuerst blaue Pünktchen auf der Oberfläche; diese nehmen zu; endlich ist alle Milch mit dem schönsten Indioblau überzogen. An der frischen Milch ist nichts wahrzunehmen. Farbe, Geruch und Geschmack sind nicht verändert, auch ist die aus der wirklich gebläuten Milch gewonnene Butter gut, die blaue Farbe bleibt in der Buttermilch. Es liegen eine Menge Versuche vor, die aber alle noch kein sicheres Resultat darüber geben, ob ein Krankheitszustand des Viehs, oder die von ihm genossenen Futterkräuter die Veranlassung zum Blau geben. Es ist gut, daß die strengste Untersuchung in der Milch, auch in der Butter nichts hat finden können,

was der Gesundheit des Menschen schadet. Ein Eßlöffel voll Kümmel in Wasser aufgelößt, einige Tage hintereinander mit ein paar Hand voll Salz dem Vieh eingegeben, haben oft die beste Wirkung gethan.

Rothe Milch, eben so ecklich, wie die blaue, erscheint, wenn die Kühe Krapp oder ähnliche Kräuter fressen. Es kann aber auch die Folge krankhaften Zustandes sein, was jedoch nicht zu achten ist, wenn die Kuh die gewöhnte Nahrung zu sich nimmt und nicht trauert. Der Zufall geht dann leicht vorüber.

Das schnelle Rinnen der Milch, dergestalt, daß der Rahm sich nicht auf der Oberfläche legt. Schlechte dumpfe Aufbewahrungs-Lokale, unmittelbare Berührung der Säuren durch Unvorsichtigkeit, auch Unreinlichkeiten bringen das Uebel hervor. Mit ausgebrannten Holzkohlen und Kalk, welche neben der Milch in der Kammer aufgestellt werden, kann man die sauren Dünste vertreiben.

Uebelschmeckend und riechender Rahm. Gewöhnlich sind schlechtes Strohfutter im Winter und zu alter Rahm die natürliche Ursachen; im Sommer aber ist heiße, schwüle Gewitterluft, eine sehr schlechte Milchkammer, Mangel an Reinlichkeit und alter Rahm die Schuld, kurz es liegt allezeit eine Vernachlässigung des höchst Nöthigen vor.

Butter, die gleich nach der Bereitung gut, nach einigen Tagen unschmackhaft ist. — Dieser Fehler liegt in der schlechten Zubereitung; die Butter ist nicht sorgfältig genug gewaschen und ausgepreßt; die Käseartigen Bestandtheile, welche zurückgeblieben sind, gehen in Gährung über; der häßliche Geschmack kündigt die Fäulniß an, welche beginnt.

Rahm, der nicht buttern will, kommt oft vor.

Die Haupturſache liegt in der zu weit gegangenen Säure des Rahms. Er geht in den Zuſtand einer verdickten Buttermilch über. — Iſt ein ſolcher Rahm nicht zu alt, ſo hilft wohl oft das Erwärmen, wodurch die käſigen Theile zum Zerrinnen veranlaßt werden, auch wenn man einige ganz friſch gemolkene Milch zugiebt. Länger als ein, höchſtens zwei Tage ſollte man keinen Rahm ſtehen laſſen.

Mangel an Milch iſt ſelbſtſprechend das größte Übel in der Milchwirthſchaft. Es gibt Fälle, wo eine anſcheinlich geſunde Kuh, obwohl ſie gut frißt, in einigen Tagen ganz aufhört Milch zu geben. In der Regel tritt dieſes Mißgeſchick bald nach dem Kalben ein. Die Kuh ſcheint durch die Tragt oder das Kalben gelitten zu haben, ſie muß für die Fleiſchbank abgefüttert und beſtimmt werden. Häufiger iſt die Klage, daß eine Kuh ohne alle Veranlaſſung im Milchgeben nachläßt, und einige Monate nach dem Kalben ganz trocken wird, gleichzeitig aber fett zu werden anfängt. Von einem ſolchen Thier pflegt der gemeine Mann zu ſagen, die Kuh legt alles an die Haut. Solche Kühe ſind für die Nachzucht verdorben, und für die Fleiſchbank zu beſtimmen. Auſſer dieſen zwei Fällen, wo unverſchuldet die Milch aufhört, liegen auch oft Fehler in der Behandlung vor, die den Milchverluſt veranlaſſen.

Schon die rauhe, unſanfte Behandlung der Viehmagd mit Poltern, Schlagen, Stoßen ꝛc. kann veranlaſſen, daß eine Kuh die Milch zurückhält. Man hat Beiſpiele, daß die rauh behandelte Kuh keinen Tropfen Milch gab, wenn ſich die ihr unangenehme Magd nahte, die Milch aber zur Fülle fließen ließ, wenn eine andere das Geſchäft des Melkens übernahm. Ein ſolches Zurückhalten, wenn es mehrmalen geſchieht, wirkt ſehr nachtheilig auf das Milch-

geben der Kühe. Sehr schädlich ist es auch, wenn die Kühe nicht rein ausgemolken werden.

In einer ordentlichen Wirthschaft wird billig darauf gehalten, daß dreimal im Tage und zwar zur bestimmten Zeit, Morgens, Mittags und Abends gemolken wird, geschieht es weniger, so erscheint eine Abnahme in der Milch. An Milch verlieren wir auch dadurch viel, daß wir keine zweckmäßig gewählte Race halten, ich meine eine solche Gattung von Rindvieh, welche den Futterkräutern zusagen, die bei uns gut wachsen. Das nette schlanke Hornvieh von den hohen Alpen, die kleinen Thierchen aus der Heidegegend des Oberbergischen, sind an ihrem Geburtsorte recht zweckmäßig; allein sie taugen eben so wenig bei uns, als das schwere Hornvieh aus dem Friesischen, Holstein, Danzig, und der niedern Marschgegend von 5—700 Pfund und darüber, wie sie durcheinandergemischt bei uns vorkommen. Man sehe nur das Vieh von ein paar Dörfer, zwei Stunden vom Rheinufer entfernt, an. Mehr als 15—25 Gattungen kommen vor; dabei noch keine einzige rein. Wer dieses ungleichartige Gemenge betrachtet, der verwundert sich auch nicht über die allgemeine Klage der Landleute, daß jährlich eine Menge des Hornviehs unfruchtbar bleibt, was auch einen bedeutenden Milchverlust veranlaßt. Zu dem ganz unzweckmäßigen Viehstand kommt noch, daß die Viehhalter im Durchschnitt für diese Last keine billige Entschädigung genießen, daß keine direkte Verbindlichkeit zum Viehhalten vorliegt. Nach der von dem allerhöchsten Staatsoberhaupt bestätigten Köhrordnung (Kabinets-Ordre vom 18. Juni 1839) liegt dem Halter des Stiers weiter nichts auf, als einen zur Begattung tauglichen Bullen zu stellen. Für die Anschaffung und Unter-

haltung des Zuchtochsen wird nichts gegeben, ihm ist nur gestattet, sich die bestehende kleine Abgabe von 2½ Sgr. für die Begattung zahlen zu lassen. Der Stierhalter spart so viel er kann, ist dafür auch nicht verantwortlich, daß sein Bulle für die Menge der Dorfkühe oft weit über 100 nicht paßt, was auch wegen der ungleichartigen Thiere nicht möglich ist.

So wichtig diese Angelegenheit an und für sich ist, so wird dem Uebel doch nur durch eine einschreitende Belehrung von der obern Verwaltung, durch mehr geregelte Haltung der Zuchtochsen, durch Ermunterung vermittelst Austheilung von Prämien, bei einer jährlich abzuhaltenden Thierschau ꝛc., an Landwirthe, die bemüht gewesen sind, eine passende Landrace einzuführen, vor und nach in Ordnung gebracht werden können.

An einer guten Race ist viel gelegen. Die Erfahrung verbürgt die Wahrheit, daß nur dasjenige Rindvieh wahren Vortheil gewährt, das keine besonderen Eigenthümlichkeiten des Klimas erfordert. Der Zweck der Viehzucht ist, daß das darauf verwendete Futter bezahlt wird; dies geschieht aber gar nicht, wenn man eine fremde Race hält, die ihrer Natur nach eine andere, wohl bessere, Lebensweise gewohnt ist. So wenig wie es gelingt, ein südliches Gewächs im nördlichen Klima in seiner Vollkommenheit zu erhalten und fortzubringen, eben so wenig gelingt es bei der Rindviehzucht, das mit Kräutern von geringerer Güte zu gewinnen, was nur die Folge von besseren ist. Eben so verhält es sich mit der Einführung solcher Racen, welche ihrer eigenthümlichen Natur nach einen feuchten Boden, und eine von demselben bedingte Beschaffenheit der Nahrung verlangen, wie z. B. die Friesische, die Holsteiner, Danziger

und andere Marsch-Racen. Ebenso wie Pflanzen, Bäume und Gesträuche, wie z. B. Erlen, Weiden, wenn ihr Wachsthum durch Wasser begünstigt wird, gedeihen, so müssen auch die Thiere in einem analogen Verhältniß zur Beschaffenheit ihrer Nahrung stehen. Erwägt man nun, daß zur Nachzucht die Eigenschaft der männlichen und weiblichen Stammthiere übergeht, so wird es klar, daß zur Bildung und Fortsetzung einer passenden Race zwei gute Stammthiere von beidem Geschlecht nöthig sind. Dies Ziel zu erreichen hat allerdings seine Schwierigkeit; diese letztere zu überwinden, scheint in der Stellung des vom Staate genehmigten, weit ausgebreiteten Rheinischen landwirthschaftlichen Vereins zu liegen; seine wohlthätige Verbindung ist über einen großen Theil der Provinz verbreitet. Mit allen Lokalverhältnissen vertraut, kann er am besten die Frage lösen:

„welche Race Vieh ist die geeignete für die obere und untere Rheingegend? welche für das flache Land? welche zwischen dem Rhein und dem Gebirge? endlich, welches Hornvieh gedeiht am besten in den Berggegenden?"

Mit zur Handnehmung einer guten Charte, werden die Sachkenner eine vernünftige, nicht ins Kleinliche gehende Eintheilung finden. Ihm, dem ehrenwerthen landwirthschaftlichen Verein steht noch die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 18. Juni 1839, welche die Verbesserung der Rindviehzucht mit landesväterlicher Zuneigung beabsichtigt zur Seite. Nach diesem Gesetz, das ich wegen der Bekanntheit seines Inhaltes nur beziehe, sind die Orts-Bürgermeister, die Kreis-Thierärzte und die Landräthe berufen auf die Verbesserung des fehlerhaften Viehstandes mit einzuwirken.

Den Nutzen einer guten, vernünftig ausgewählten Landrace erwägend, werden die vorgedachten Angestellten den landwirthschaftlichen Verein in seinen Vorschlägen gewiß unterstützen.

Ist einmal eine glückliche Wahl und Distrikt-Eintheilung geschehen, dann steht es schon durch das Gesetz fest, daß für die Begattung keine andere Stiere gehalten werden dürfen. Vermögende Landleute (Tagelöhner, Fabrikanten, überhaupt geringe Leute, können sich mit der Nachzucht nicht beschäftigen) werden den Vortheil zu erkennen wissen, wenn sie auf eine anständige Art belehrt und berathen werden.

Sicher steht auch zu erwarten, daß, wenn alle Jahre eine Thierschau, wie in den benachbarten Ländern, gehalten, und diese Uebersehung zu einem anständigen ländlichen Fest erhoben wird, Alles sich besser heraus stellt, als wie es von Einigen dafür gehalten wird. Das Vorurtheil des Landmannes ist allerdings sehr geneigt, die Vorschläge und Berathungen schon für das zu halten, was sie nicht sind; ich meine: einen unnatürlichen Zwang. Es scheint mir, daß kleine öffentlich vertheilte Geschenke Wunder thun werden. Man sieht bei unsern Nachbarn, wie hoch diese geschätzt werden.

Eine in Vorschlag zu bringende Viehassekuranz wird das Unternehmen begünstigen, wenn die Landleute von dem Nutzen dieser Anstalt, wie sie am Unterrhein und in dem Bergischen seit mehr als 80 Jahren bestehen, unterrichtet werden. Geringe Leute werden wider das sie oft zu Grunde richtende Unglück durch den Fall ihrer Kuh ꝛc. verwahrt. Die unbemittelten Leute, die kein Geld haben, sich eine Kuh zu kaufen, können durch Assecuranz bald zur Gelegenheit kom-

men, sich ein Stück Vieh zu miethen. Die Vieh-Vermiether werden ihres eigenen Vortheils wegen die ersten sein welche bereitwillig die Lokal-Race anschaffen und zum Aus- verpachten geben, weil sie durch die Assekuranz dem Verlust ihres Viehes vorbauen, auch besseres Hornvieh gewinnen. Möge es dem ehrenwerthen Verein gefallen, den gerechten Erwartungen des Staats und den billigen Wünschen ihrer Mitbürger entgegen zu kommen, sich bald und ernstlich mit einer Sache zu beschäftigen, wobei es wahre Noth thut.

Nach dieser Vorerinnerung komme ich auf die Frage: wie wird die vom Rindvieh gewonnene Milch am nützlichsten verwerthet? Sehr verschieden sind die Ansichten, welche darüber bestehen; verschiedene werden durch Lokal-Verhältnisse bedingt.

Die Milch wird benutzt:

1) durch Verbutterung;
2) verkauft man die Milch frisch;
3) mästet man die Kälber damit;
4) man zieht damit Kälber auf zum künftigen Bestand oder zum Verkauf als Rinder;
5) fabrizirt man daraus Käse;
6) werden mit der frischen Milch Schweine gemästet.

Die erste Benutzung der Milch zu Butter, ist bei unsern großen und kleinen Landwirthen die gewöhnliche. Wegen der starken Bevölkerung und der vielen Gewerbe steht die Butter durchschnittlich auf einem ordentlichen Preise; die Buttermilch hilft in der Haushaltung aus, und mit der abgerahmten Milch erzieht und mästet man die Schweine, die in großer Menge gezogen werden, was aus dem Umstand schon hervorgeht, daß es in mehreren Kantons Metzger gibt, die das Schlachten, Salzen und Räuchern

dergestalt fabrikmäßig betreiben, daß sie in den Monaten November, Dezember und Januar alle Woche wenigstens 25—30 Stück abschlachten, salzen und räuchern.

Zweitens: der Verkauf der frischen Milch ist durch Lokalverhältnisse bedingt. In der Nachbarschaft von Städten bringt er einen reichen Gewinn. Auf dem Lande ist die frische Milch nur an Bäcker und einige Fabrikanten abzusetzen.

Drittens: Ob das Mästen der Kälber mit frischer Milch vortheilhaft ist, darüber sind die Landwirthe getheilter Meinung. Geringe Leute mit einer Kuh dürfen daran nicht denken. Ist das Kalb einige Wochen alt, dann reicht die Milch von einer Kuh zu seiner Mastung nicht mehr hin. Das Mästen selbst ist eine Wissenschaft, auch mit vielen widrigen Zufällen begleitet.

Viertens: Besser geht es für einen vermögenden Kuhhalter, die Auferziehung des Kalbes zur Nachzucht zu unternehmen. Der dadurch entstehende Milchabgang ist für die Haushaltung in den ersten Wochen allerdings nicht angenehm; allein nach einigen Wochen kann das Zugkalb mit saurer Milch und Heutränke aufkommen. Der Erzieher kann seinen eigenen Viehstall damit bereichern oder etwa nach einem Jahre, wenn er Glück hat, einen schönen Preis machen.

Fünftens: die Verwendung der Milch in Käse ist nur für diejenigen Gegenden im Großen anzurathen, wo Fettweiden existiren, wo das Vieh bei sechs Monate Tag und Nacht im Grase vegetirt. Bei uns können jedoch Landwirthe mit reichem Viehstand für eigenen Bedarf, auch allenfalls für Freunde, mitten im Sommer bei heißer Witterung mit Nutzen Käse fabriziren. Diesen ist aber zu

empfehlen, bei zwei Sorten stehen zu bleiben, nämlich dem Limburger und Westphälischen. Der Limburger wird auf folgende Art bereitet: die frischgemolkene Milch wird etwas stärker als lauwarm, durch Laabe zum Gerinnen gebracht. Der Zweck der Laabe ist, das Gerinnen schnell zu veranlassen, damit der Rahm sich nicht vorher absondert, die butter- und käseartigen Bestandtheile sich vereinigen, sich von der Molke trennen und miteinander vereint bleiben.

Der Magen eines mit frischer Milch gut getränkten und abgeschlachteten Kalbes wird dazu auf folgende Weise zubereitet. Man nimmt die im Magen vorgefundene geronnene Milch heraus, wascht diese behutsam, so wie auch den Magen selbst mit Wasser, versetzt die ausgehobene und gewaschene Milch stark mit Küchensalz, legt sie wieder in den Magen, bestreut den Magen selbst in- auch äusserlich mit Salz, und hängt ihn dann zum Trocknen auf. Von dem also getrockneten Magen werden kleine Stückchen abgeschnitten und in heißem Wasser aufgelöst, was die vorgedachte Laabe ist, die zum Gerinnen angewendet wird. Man unterscheidet zwei Sorten des Limburgerkäses, den fetten und den magern. Zu dem ersteren wird die ganze Milch, zu dem letzteren die vorher abgerahmte Milch verarbeitet. Die Fabrikation selbst besteht in folgendem: Bevor die Milch zum Gerinnen gebracht ist, wird sie gemessen, zu einem Rahmkäse werden 3 Maaß (7 Pfund), zu einem mageren Käse werden 2 Maaß (6 Pfund) genommen. Wenn die Milch zum Gerinnen gebracht ist, bleibt sie einige Zeit stehen, worauf sie mittelst eines Messers kreuzweise durchschnitten wird, in welchem Zustande man sie noch länger stehen läßt, um die Molke ausscheiden

zu lassen. Nun werden aus hölzern Brettern viereckige Käseformen zusammengesetzt, die für fette Käse 6 Zoll Quadratfläche und 12 Zoll Höhe, für magere Käse hingegen nur 9 Zoll Höhe besitzen. Boden und Seitenwände sind mit kleinen Löchern durchbohrt. Der geronnene Theil der Milch wird nun mittelst eines fein durchlöcherten Durchschlags aus dem Gerinnungsgefäße herausgenommen und von da mit einer kleinen durchlöcherten Kelle in die Käseformen gebracht, und darin so vertheilt, daß jede einzelne Form gleich viel Masse erhält. Die Form bleibt nun stehen, damit die Molke sich abseigern kann. Nach dem Zeitraum von einer Stunde wird sie umgekehrt, damit auch die übrige Molke abfließen kann, und wird nun nebst dem darin enthaltenen Käse über Näpfen in den Keller gebracht. Ist alle Molke vollkommen abgezogen, so werden die Käse auf Horden zum Trocknen hingestellt. Sind sie etwas ausgetrocknet, dann werden sie um den zweiten oder dritten Tag mit etwas Salz auf allen Flächen eingerieben.

Nun werden die fettigen Käse in einer luftigen Kammer auf Stroh gelegt, die magern hingegen auf einen Boden zum fernern Austrocknen hingestellt, und alle zwei Tage mit Bier oder auch bloß mit Wasser ohne Salz, gewaschen. Sollen die Käse, besonders die magern, durchaus weich, gelb und fett werden, so werden sie der feuchten Luft ausgesetzt, oder auch mit Bier benetzt, endlich noch mit Bierhefe bestrichen. Sind sie sehr mager, so werden dabei 3—4 Käse übereinandergelegt.

Sind die Rahmkäse zu früh gesalzen worden, dann werden sie ganz fett und fließen leicht auseinander, welches also verhütet werden muß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der westphälische Käse. Dieser Käse verdankt seinen Namen der Provinz, worin er bereitet wird, und gehört zu den trefflichsten Arten der Käse. Er zeichnet sich durch seinen pikanten, aromatischen Geschmack und Geruch aus und wird folgendermaßen bereitet: Man bedient sich dazu der gewöhnlichen Kuhmilch. Nachdem selbige abgerahmt worden und in einen halbsauren Zustand übergegangen ist, wird sie über gelindes Feuer gebracht und hier der freiwilligen Gerinnung überlassen. Hat der Käse sich von der Molke getrennt, so wird er in einen Sack von Leinwand gefüllt und dieser mit Steinen belastet, um die Molke auszupressen.

Ist die Molke sattsam ausgesondert, so wird der Käse zart verkleinert und in eine leere Käseform gebracht, worin er, je nachdem er schärfer oder milder werden soll, 3 — 8 Tage stehen bleibt. Diese Arbeit wird das Häuten oder Mürbemachen genannt, weil der Käse dadurch einen Grad von Gährung erleidet und auf der Oberfläche einen hautartigen Ueberzug bekommt.

In diesem Zustande wird der Käse nun mit Kümmel, Salz, Butter, gepulvertem Pfeffer und Gewürznelken versetzt, wohl damit durchgeknetet, und in cylinderartige Stücke geformt. Sollte er während der Gährung zu mürbe geworden sein, so muß ihm eine kleine Portion frisch geronnenen Käses zugesetzt werden, der vorher gekrümelt worden ist, und mit welchem er kraftvoll durchgeknetet wird. Dieser Käse wird nun in cylinderförmige Stücke getheilt, von welchem jedes 8 — 10 Loth wiegt; sie werden dem Austrocknen überlassen, und der Käse ist nun zum Genuß fertig. Zuweilen werden diese Käse auch geräuchert, indem

man sie in Netzen in den Schornstein aufhängt. Das Räuchern muß allein mit Laubholz verrichtet werden.

Die sechste Art, die frische Milch unabgerahmt zur Schweinemastung zu verwenden, soll in der Nachbarschaft von großen Städten im Sommer vielen Gewinn bringen. Zum Bewundern sollen die Thiere in ganz kurzer Zeit zunehmen und ein überaus schmackhaftes Fleisch liefern.

Der Zweck dieser Abhandlung ist Hornvieh zu gewinnen, was den Lokal-Verhältnissen zuspricht, dessen Erhaltung und den höchstmöglichsten Gewinn daraus. Das Publikum, wie unsere Tagesblätter bekunden, hat seit einem Jahre schon oft den Vorstand des L. W. General-Vereins gebeten: an diesem wichtigen Gegenstand zum Wohl der Landes-Cultur Theil zu nehmen, und durch seinen ausgedehnten Wirkungskreis zu helfen, besonders, wo es in diesem Punkt äußerst mißlich aussieht.

Diesem allgemeinen Wunsch mich anschließend, füge ich noch den besonderen hinzu, daß sich bald ein erfahrener Landwirth finden möge, der über die gegenwärtige Abhandlung seine Ansichten in diesen Blättern zum Wohl seines Vaterlandes frei und unbefangen mittheilen möge.

Deycks.

IV.

Wie und wo zieht man mit Vortheil

Sommerroggen

und wie kann man bei einfallender Dürre das Futter für das Vieh vermehren.

Der Sommerroggen unterscheidet sich vom Winterroggen nur dadurch, daß er im Frühjahre gesäet wird, daß er gleich schoßt, ohne vorher sich zu bestauden, daß er etwas kürzere Halme hat, auch an allen Theilen etwas kleiner wird, später blüht, später reift, und gewöhnlich etwas feinhülligern und mehrreichern Samen giebt. In Hinsicht des Stroh's kommt er oft dem Winterroggen gleich. Nach der allgemeinen Erfahrung geräth der Sommerroggen in einem mit Sand gemengten Lehmboden, überhaupt in jedem lockern Boden. Zu seiner Ausbildung liebt er viel Feuchtigkeit und geräth dann am besten, wenn kühle und nasse Frühjahre stattfinden. Wird die Einsaat des Winterroggens verhindert, oder ist diese ausgewintert oder durch Schnecken, Regenwürmer ꝛc. zerstört, so kann man diesen Ausfall durch Sommerroggen decken. Besonders ist sein Anbau zu empfehlen in bergigen, hochgelegenen Aeckern, so wie in moorigem und torfigem Boden, desfalls besonders in Letzterem, weil dieser bei der Nässe aufschwillt, von dem Frost die Pflanze in die Höhe gezogen und zerrissen wird, welches Uebel Baarfrost genannt wird.

Zur Aushülfe bei Mißgeschick am Winterroggen und als ein herrliches Aushülfsmittel für leichte, hochgelegene Berggegenden, Moor- und Torfboden, ist der Sommerroggen zur Erhebung der Landes-Cultur von großem Nutzen.

Die Erhaltung und Vermehrung der Futtergewächse zur Ernährung des Viehs ist in vieler Beziehung wichtig. Man schlägt vor: Luzern und Esparsett zu bauen, als ein sicheres Mittel wider Futtermangel. Für große Güter sind diese Gewächse sehr empfehlungswerth, weil sie nicht allein bei Dürre, sondern auch bei Mausfraß aushelfen. Luzern verlangt aber unter der Ackerkrume einen humusreichen Untergrund von Thon, Sand und Mergel. Die tiefgehende Pfahlwurzel holt hier ihr Gedeihen. Die Lage des Ackers muß auch wenigstens nicht schollig sein. Wo der Untergrund Wasser, todten Kies oder glatte Steine enthält, da wird nichts aus dem Luzern. Esparsett verlangt den nämlichen Boden, und noch obendrein, daß in dem Untergrund Kalkerde ist.

Der Anbau der Luzern ist auch eben so umständlich als seine Pflege; dazu kommt der Umstand, daß der Ertrag der ersten zwei Jahre gering ausfällt. Kein Gewächs wird vom Unkraut so feindlich angefallen, als die Luzern. Die Reinigung durch öfteres Durchziehen mit Pflug und Egge, sind wohl zu achten, und doch von keinem sichern Erfolg, wenn die Aussaat nicht in Reihen, sondern breitwürfig geschehen ist. Kleine Landwirthe haben selten Aecker, die das alles, was die Luzern bedingt, leisten können; auch finden diese im Wechselbau mit dem rothen Klee mehr Vortheil, als durch Luzern, wo ein Stück 10—12 Jahre ruht.

Futtermangel ist allerdings districtenweise ein großes Uebel und daher wohl darauf zu denken: wie kann wenig-

stens in solchen Fällen für die Zukunft geholfen werden? Ein schönes, auch vor vielen Jahren schon bewährt gefundenes Mittel ist, wenn man die Dürre aus den gewöhnlichen Vorzeichen beobachtet, ein in guter Düngkraft stehendes Stück von allem Unkraut reinigt und so zeitig zur Saat zubestellt, daß es in der letzten Woche des Monats Juni mit Winterroggen, worin auf den Morgen 7—10 Pfund rothen Kleesamen zugesetzt sind, ausgesäet wird, dann tüchtig mit der Walze überzogen und aufgeeggt wird. Korn und Klee gehen unter allen Verhältnissen gut auf, und es dauert nicht lange, so giebt das Korn schon einen guten Schnitt; fällt der Herbst günstig aus, spät noch einen zweiten.

Nur ungewöhnlich harte Winter verderben den Klee, der im Frühjahr wie jedes andere Kleefeld gedüngt und behandelt, dann drei gewöhnliche Schnitte liefert.

In Nro. 7 unserer Zeitschrift von vor. Jahr wird richtig gezeigt, wie man auch blos allein Roggen aussäet; den Aufwuchs in diesem Jahr abschneidet und im künftigen Jahr den neuen Ausschlag erreifen läßt; daß dies auch bei uns geht, davon hat man mehrere glaubhafte Versuche, die blos darin abweichen, daß man den Herbstausschlag nicht durch das Vieh abweiden läßt, und daß man spät im Herbst, oder im Frühjahr zeitig, das Stück mit der Egge überzieht zum Auflockern. Ein anderes ungewöhnliches Mittel, dem Futtermangel entgegen zu kommen, besteht darin: man sucht eines in der besten Düngkraft mit Hafer bestellte Stück aus, schneidet die Hafer bei der ersten Reife ab, wo es dann, nach reihenweiser Aufstellung der Hafer, schnell klein umgebaut, tüchtig gewalzt, dann mit Rüben und Sommersamen besäet und leicht aufgeeggt wird.

Rüben und Rüb= vulgo Sommersamen, gedeihen gewöhnlich beide. Glückliche Versuche davon sind genug da.

Ist der junge Klee ausgegangen oder doch so verdorben, daß nichts Rechtes daraus werden kann, dann ist das bewährte Mittel sich zu helfen folgendes: das verdorbene Kleestück wird vor dem Winter umgebaut, von allen Quecken und Unkraut gereinigt und zur Saat fertig gestellt. — In diesem Zustand wartet man bis zum 15. März, auch längstens 15. April. — Nun, ohne zu pflügen, säet man auf den Morgen 8 Pfund rothen Kleesamen, vermischt mit etwas Buchweizen und Wilken, bei möglichst trockener Witterung; dies ausgesäet, wird wie gewöhnlich mit Walze und Egge überzogen. Den ersten Schnitt nimmt man zeitig. Man überstreut dann das Stück mit Gyps, wo dann die zwei folgenden Schnitte üppig erscheinen. Das Mittel, unsere geringen Futterkräuter scheinbar zu vermehren, liegt nur darin, daß wir, wie am Unterrhein bei Cleve, in Holland ꝛc., uns bemühen, die Ställe mit getrockneter Erde oder Sand zu versehen, worauf wir, damit das Vieh ohne großen Schmutz gut liegt, auch die Masse sich zusammen hält, oben über der Erde oder Sand, feinen Ginster vulgo Brenchen, in Stücken von etwa 1½ Schuh lang zugehauen, getrocknete Blätter oder Laub, Farnkraut oder Heidestreu, das Stroh überall schneiden und dem Viehe geben. Da nur die Ausleerungen des Viehs die wahre Düngkraft besitzen, und das Stroh nur zur Aufnahme da ist; so wird der Mist eben so gut. Wer daran zweifelt, kann sich dadurch leicht überzeugen, daß er etwa 2 — 300 Pfund Stroh, mit Wasser von Zeit begossen, in freier Luft der Erhitzung und Fäulniß aussetzt, bis es Mist geworden; er sehe dann, wie viel Düngkraft er damit hervorbringt.

Die Kölner Zeitung hat recht, daß unsere Landes-Cultur noch einer starken Nachhülfe bedarf. Wie sieht es mit der Obstbaumzucht aus? In vielen Orten, wo Boden und Lage nicht besser gewünscht werden könnte, ist nichts da, wo Obst gebaut wird, geschieht es durchschnittlich mit solcher rohen Unwissenheit, daß im Gegentheil mehr als die Hälfte, und schöneres Obst gewonnen werden könnte.

Was verstehen wir von der Anziehung der Handelsgewächse: Taback, Hopfen, Wau, Way ꝛc. und ihrer Behandlung? Nichts! Wie sieht die Viehzucht in unsern Dörfern aus? Ueber hundert Stück, keine einzige reine Race, große und kleine Bastarde, nichts weniger als mit den Futterkräutern der Gegend übereinstimmend! Seit dem Bestehen des landwirthschaftlichen Vereins, ist es mit diesen, dem Vorurtheil und vielen andern gleich wichtigen Sachen, nicht besser geworden! Soll es besser werden, so müssen wir unterrichtet werden, und das Vorurtheil ablegen! Dies erkennend, preißt der Freiherr von Carnap, Präsident des landwirthschaftlichen Vereins, die Lehranstalt zu Lützenkirchen, in der Zeitschrift vom 1. Juni 1842 an, und empfiehlt sie zur Nachahmung und Theilnahme.

Kostbare und große Lehranstalten zur Vorbildung stehen den kleinen Ackerbauschulen weit nach. Diese bilden die heranwachsende Jugend. Die in der Nähe wohnenden Eltern haben Gelegenheit, selbst und durch die Kinder, von dem Unterricht Nutzen zu ziehen, die gemachten Versuche zu beobachten ꝛc. Unsere Gegend hat große Güter genug, wo im Wiesen-, Wald-, Ackerbau und Viehzucht alles, was die neueste Zeit durch Erfahrung gewonnen hat, vorkommt. Dies sind treffliche Muster, weil sie alles zur Anschauung bieten, und nichts kosten.

Ein einziger Lehrer und ein erfahrener Gärtner, mit etwa 2—3 Morgen Grundbesitz, und ein ordentliches Aufenthalts-Local für diese Personen, und zum Unterricht der Jugend, genügen vollkommen. Sollte es nicht ein Leichtes für jeden Canton sein, den Unterhalt dieser beiden Personen, mit dem geringen Lohn für eine Lehrerin für die weibliche Jugend aufzubringen?

Opladen. Deycks.

Ackerschnecke.

Die Ackerschnecke, welche im Herbst, besonders bei vielem Regen, den Winterfrüchten stark zusetzt, wohnt mit dem Regenwurm am Tage in der Erde. Ein paar Stunden nach Sonnenuntergang kriechen beide auf der Oberfläche, und fressen an den zarten jungen Pflanzen.

Kalk, aufgelößt zu Staub, mit trockener Holzasche zur Hälfte mit ein Drittel klein gestoßenem Vitriol vermischt, an einem hellen Abend, wo anscheinlich kein Regen einfällt, über das angegriffene Stück dünn ausgesäet, tödtet alle Schnecken, die davon berührt werden. Viele Regenwürmer werden auch dadurch auf eine zeitlang zurückgehalten. Die junge Saat erholt sich bei diesem Mittel schnell, und wächst letzterem Ungeziefer aus dem Maul. Deycks.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V.

Ein bewährtes Mittel bei anhaltendem Regenwette die Feldfrüchte zu schützen und das Nachheu zu gewinnen.

Ist die Frucht im Felde reif, so bringt jeder anhaltende Regen Verluste an den Körnern, dem Stroh und vermehrte Arbeitskosten.

Beginnt eine solche ungünstige nasse Witterung in der Zeit, wo schon ein Theil des Roggens abgehauen, ausgespreitet auf dem Boden liegt oder wirklich in Gäste oder Mandeln aufgerichtet da steht, so muß man beim Zucken des ersten Regens eilen die ausgespreitete abgehauene Frucht zu wenden. Ist durch dieses Verfahren das Stroh wenigstens windtrocken geworden, dann wird es gleich in Garben gebunden und diese, neun an der Zahl, spitz gegeneinander aufrecht gestellt, so daß die Ähren davon oben in der Spitze zusammenkommen. Diese Ähren werden mit ein paar Halmen des Korns zusammen gebunden, und dann eine zehnte Garbe am Sturzende stark zusammen gebunden, in der Mitte auseinandergetheilt, und auf die verbundenen Ähren gehangen, so daß die nach der Erde hangenden und gleichmäßig ausgebreiteten Halme eine Haube bilden, die auf hohen Äckern, wo starke Windzüge zu sein pflegen, noch mit einem Band zur Verhütung des Abschlagens und

Umwerfens umgürtet werden kann. Starkes Anziehen ist dabei schädlich, weil es das Durchziehen der Luft erschwert.

Alle auf Gäste wirklich aufgestellten Garben werden aber, sobald wie das Stroh nur windtrocken und durch den gefallenen Regen die Körner nicht weich geworden sind, in runde Haufen zur Aufstellung so viel getragen, und so in der Runde aufeinandergelegt, daß alle Ähren geschützt sind, und nur die abgehauene Stelle dem äußern Lufteindruck und Wurf des Regens ausgesetzt bleibt. Die Größe des Haufens selbst muß so eingerichtet werden, daß es eine gewöhnliche Fuhrladung ausmacht, und auf einmal fortgebracht werden kann. Derjenige, der den runden Haufen legt, muß darauf Bedacht nehmen, daß er in eine anständige Spitze ausläuft.

Die letzten Garben werden in der Runde aufrecht gestellt. Die Ähren derselben, wie vor bei den Poppen gedacht, leicht zusammengebunden und darauf eine starke Strohkappe gehangen, wovon die Halme regelmäßig ausgebreitet hangen, und mit einem Strohseil in der Mitte umgürtet werden. Ein solcher Haufen, gut angelegt, kann wochenlang bei nasser Witterung, ohne Schaden zu nehmen, im Freien aushalten.

Die Kappen zu diesen Haufen werden während des Regens in der Scheune von den Arbeitern in Vorrath gemacht.

Hat der Regen die auf Gästen stehenden Garben schon so durchnäßt, daß die Körner weich und zum Anschwellen oder Aufspringen gekommen sind, dann bleibt nichts anders übrig, als beim Zucken des Regens, wenn Windzug ist, die Haufen auseinander zu setzen, und so lang stehen zu lassen, bis wenigstens das Stroh windtrocken geworden ist.

Man verfährt dann damit, wie mit den gebundenen Garben, die man von der Spreite genommen und in kleine Poppen gesetzt hat.

Viel böser steht die Sache, wenn die Regenperiode da beginnt, wo die Winterfrucht bald reif und noch nichts gehauen ist.

Die Frucht reift auch beim Regen, mitunter noch geschwinder. Bei schwülen und warmen Regen wächst der Roggen und der Weizen auf dem Halme; der Gelagerte zuerst. Man muß zur Zeit mit dem Abmachen anfangen, bevor es dahin kommt, beim Regen selbst zwar einhalten, aber jede andere Stunde, die frei ist, mit dem Abtrennen fortfahren. Ist das Getreide stark mit Unkraut oder eingesäetem Klee aufgewachsen, dann muß eine dritte Person da sein, welche die in Garben liegenden Schoppen von diesem grünen Unkraut oder Klee durch Ausschütteln möglichst befreit. Die Garben selbst dürfen nicht stark, sondern nur dünn gehauen werden.

Sobald wie nun diese Garben durch glückliche trockene Windzüge oder durch fleißiges Umwenden in einen windtrockenen Zustand gebracht sind, werden sie gebunden und in kleine Poppen aufrecht gestellt, so daß sechs Garben schon eine Poppe bilden. Fünf stehen aufrecht mit den Aehren leicht zusammengebunden, und die sechste am Wurzelende scharf zusammengebunden, als eine Haube darüber aufgehangen und ausgebreitet. In diesen kleinen Poppen bleibt das Getreide so lange stehen, bis Stroh und Körner beide hinlänglich getrocknet sind. Man kann ohne Besorgniß dieses abwarten, wenn auch der Regen anhält und die kleine Poppe bis auf die Bände durchnäßt worden ist. Weder Körner noch Stroh verderben. Um sich davon zu

überzeugen, hat man versuchsweise solche kleine schon mehrmalen durchnäßte Poppen stehen lassen, und allezeit gefunden, daß kein Verderben an ihnen wahrzunehmen war. Es wurden sogar dieses Jahr mitten im starken Regen einige Ruthen Weizen gehauen, in einem nassen, triefenden Zustande leicht zusammengebunden und in solche kleine Poppen aufgestellt, die bei dem ersten Sonnenschein und Zugluft ganz gut nach drei Tagen eingescheuert werden konnten. Es versteht sich von selbst, daß nach starkem Wind nachgesehen werden muß, ob einige Kappen abgeschlagen oder ganze Poppen umgeworfen sind, die dann auch während des Regens wieder in Ordnung gebracht werden können. Bei der Sommerfrucht z. B. Erbsen und Wicken ist weniger zu thun. Diese Gewächse werden, wie bekannt, gehauen und in kleinen Wellen auf dem Boden nebeneinander gelegt. Sie werden vor und nach nach Bedürfniß so lange umgewendet, bis das Stroh oder Stengel gewichen und windtrocken ist, wo dann dieselbe in runde Haufen von ungefähr einer halben Fuhrladung spitz aufgestellt werden. Der Haufen selbst wird mit einer guten Strohkappe gedeckt, wie vor bei den Kornhaufen gesagt. Selbst auf diesen Haufen, wodurch die Zugluft geht, schreitet das Trocknen vorwärts, so daß man nach Bequemlichkeit bei guter Witterung die Kappen abnimmt und dann mit dem Einfahren beginnt. Hafer und Gerste pflegen mit der Sense gehauen und in dünne Schwaden ausgebreitet zu werden, die bei guter Witterung und Sonnenschein gleich eingefahren werden können. Bleibt es aber am regnen, dann wird auch diese Sommerfrucht, nachdem sie windtrocken geworden ist, in kleine Garben gebunden, und in kleine Poppen, wie der Roggen gesetzt, bis bei guter

Witterung eingescheuert werden kann. Buchweizen, sobald wie er erreift ist, wird ungebunden in kleinen spitzen Haufen aufgestellt, bis Sonnenschein und Zugluft das Stroh eingetrocknet und zum Ausdreschen geschickt gemacht hat. Langes Stehen schadet dem Buchweizen wenig. Sobald wie sich aber nur geeignete Witterung und Sonnenschein findet, muß man beides benutzen und zum Ausdreschen schreiten.

Das Trocknen des zweiten Grases oder Strohheus, was in den Herbst fällt, wo die Nächte schon ganz lang sind, ist an und für sich eine schwierige Sache, bei Regenwetter, besonders wo die Wiesen ungünstig liegen, ohne Vorrichtung nicht möglich.

Man kommt dieser verdrießlichen Arbeit dadurch zu Hülfe, daß man das kurz abgeschnittene Gras sogleich dünn ausbreitet, und so lange liegen läßt, bis die obere Seite stark angetrocknet ist. Ist dieses geschehen, dann wendet man es Morgens nach Sonnenaufgang, wenn der Thau davon verschwunden ist, schnell um, und vor Sonnenuntergang muß man den Vorrath in kleine Haufen wieder aufstellen. Am folgenden Tage oder dem erstfolgenden, wo wieder heller Himmel und Sonnenschein ist, breitet man das aufgestellte Nachhen ein oder anderthalb Zoll hoch auseinander. Wird man in diesem Verfahren durch die Witterung begünstigt, dann wird das Nachhen in große spitze Haufen wie folgt, in der Wiese selbst, auf einer erhabenen Stelle aufeinandergelegt. Man beginnt damit die Oberfläche, wo man einen solchen spitz auslaufenden Haufen stellen will, eben abzuflächen. Diese geebnete Lagerstelle wird mit einigen trockenen Reisern, etwa zwei Zoll hoch belegt. Auf diese Reiser breitet man trockenes Roggenstroh ein und einen halben Zoll hoch und fängt nun an mit

Auflegung des getrockneten Nachheus. Hat man etwa 5—6 Zoll hoch auf dieses Stroh Heu hingelegt und ausgebreitet, dann kommt wieder eine Lage trockenes Stroh von 1½ Zoll hoch, und so fährt man mit dem ganzen Vorrath fort bis zur Spitze des Haufens. Ein solcher Haufen muß sich nach dem Vorrath in der Wiese richten. Er kann zehn und mehrere Fuhrlasten enthalten. Höhe und Breite muß derjenige bestimmen, der den Vorrath kennt.

Hat die Wiese keine geeignete Stelle, wo man einen solchen großen Haufen hinstellen kann, oder ist das Hintragen zu einer Stelle zu beschwerlich, so können mehrere Haufen gemacht werden. Jeder Haufen, wenn mehrere sind, wird mit einer starken Strohhaube gedeckt, und mit einem Strohseil umzogen, was durch Haken festgehalten wird, die tief in das Nachheu eingesteckt werden, damit starke Winde die Haube nicht abwerfen.

Das Nachheu erhält sich ganz gut und kann bis zum Frühjahr in der Wiese stehen bleiben.

VI.

Vorschlag zur Verbesserung des Obstbaues.

Fast alle Menschen lieben das Obst. Es sind wenige, die nicht wissen, welchen ausgebreiteten Nutzen man davon haben kann. Frisch, getrocknet, zu Syrup eingekocht, als Cider, Essig, Brantwein, macht es einen bedeutenden Handels-Artikel.

Unbedeutend sind die Kosten der Pflanzung, gering die Unterhaltung und doch gibt es besonders am linken Rheinufer viele Gemeinden, wo die Obstbaumzucht nicht aufkommen will, obwohl von Seiten der Regierung alles geschieht, um die Einwohner zu belehren und aufzumuntern.

Die Schwerfälligkeit des gemeinen Landwirthes wider alles, was neu ist, steht auch hier im Wege; dazu kommen ein paar mißrathene Versuche.

Man gibt sich nicht die Mühe zu untersuchen, was die Ursache davon war. Fast immer liegt der Fehler in der Pflanzung einer ungewöhnlichen Dürre oder einem anderen zufälligen Hinderniß. Man denkt nicht daran, daß niemals eine Sache gut gedeihen kann, wenn sie nicht recht angefangen wird, wie wir das auch bei allen wirthschaftlichen Unternehmungen sehen, daß es ein Triumpf des menschlichen Geistes, und der menschlichen Ausdauer ist, sich über Vorurtheile zu erheben.

Die stärkste Abneigung liegt aber in der Furcht vor Ärger und Verlust.

Wenn das Obst selten ist, dann hat es viele Feinde; oft wird es vor der Reife abgerissen, die Bäume beschädigt, die Hecken durchbrochen, die Gemüse zertreten ꝛc. Schutz für die Pflanzung ist daher das erste, was gesucht werden muß.

Die Bildung eines Vereines aus den wackersten Männern der Gemeinde ist der beste Weg, um der Obstbaumzucht aufzuhelfen. Sie, die Mitglieder des Vereins, gehen mit einem guten Beispiel vor. Sie fangen alle gleichzeitig zu pflanzen an. Durch ihr Beispiel und vernünftiges Zureden wirken sie auf alle, die unter ihrem Einfluß stehen. Der Verein wird die Verwaltung leicht veranlassen, die Pfarr- und Gemeindegüter mit gutem Obst zu bepflanzen.

Öffentlich wird die Anleitung dazu gegeben, wo am besten und billigsten die jungen Bäume zu beziehen sind. Man warnt vor Betrug durch die gewöhnlichen Gängeler, welche mit Obstbäumen hausiren; ihre Waare ist gewöhnlich schlecht, oft nicht einmal veredelt.

Den Schutz wider Frevel wird der Verein in seiner Mitte und bei der Verwaltung finden. Ein passendes Vorbild lesen wir in der alt-bergischen Polizei-Ordnung vom 14. Februar 1597.

Dieses Gesetz gründet sich auf den staatswirthschaftlichen Grundsatz: daß jedes Mitglied der Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen mitwirken muß. In diesem Sinne genehmigt das Gesetz die von der Gesellschaft gewählten und vereideten Aufseher; es gibt ihnen bei Gericht vollen Glauben.

Wird der Verein veranlassen, daß solche Aufseher da

sind, wird — mit dieser Anstellung auf einige Jahr gewechselt, jeder Zeit die Anstellung als ein Ehren-Amt geachtet, auch allenfalls einiger kleiner Vortheil damit verbunden; dann ist für eine gute Polizei-Aufsicht genug geschehen.

An der Genehmigung der Regierung dürfen wir nicht zweifeln. — Sehen wir nicht täglich, wie der Staat alle Einrichtungen begünstigt, welche die Landwirthschaft heben?

Die Gemeinden selbst können nur mit Wohlgefallen eine Einrichtung aus ihrer Mitte entstehen sehen, die ihnen offenbaren Vortheil bringt, besonders wo sie mit der Aufsicht über die Baumpflanzung auch jene ihrer Feldfluren und Büsche verbinden können. —

Man darf sich auch der gesicherten Hoffnung überlassen, daß die Regierung diejenigen Gutsbesitzer, welche sich bei der Obstpflanzung auszeichnen, mit ihrem Vorwort beehren, und sie in ihren Staatsberichten der höheren Anerkennung ꝛc. empfehlen wird.

Bei der Auswahl dieser Aufseher achte man vorzüglich auf diejenigen, welche einige Kenntniß und Sinn für Obstbaumzucht haben, man räume diesen einige Vortheile ein und erkläre die Aufsicht als ein Ehrenamt.

Man veranlasse auf allen, der Gemeinde zugehörigen Grundstücken, die sich dazu eignen, eine Obstpflanzung und Unterhaltung derselben.

Muthwillige Verletzungen der Obstbäume muß auch Jeder nicht allein zur Anzeige bringen, sondern mit Mißfallen und Verachtung tadeln; dagegen muß von dem Gemeinde-Vorstand in einer öffentlichen Versammlung diejenigen durch Ehrenzeichen belehrt und geehrt werden, welche sich durch besonderen Eifer in der Obstbaumzucht auszeichnen.

Dieses alles wird auch durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, und gleichzeitig an die Regierung berichtet, wodurch allen diesen edlen Menschen ausser ihrem eigenen Vortheil eine verdiente Ehre wiederfährt, die oft in anderer Beziehung von großem Nutzen sein kann.

Möge der gegenwärtige Versuch die Aufmerksamkeit meiner Mitbürger anziehen!

Möge er die Veranlassung dazu geben, daß aufgeklärte Landwirthe durch öffentliche Beiträge dasjenige nachholen oder veranlassen, was dazu geeignet ist, den befragten wichtigen Zweig der Landwirthschaft zu heben. —

D.

VII.

Krebs und Brand an Obstbäumen.

Mittel dagegen, mit der Anleitung zur Anlegung und Verjüngerung eines abgetragenen Baumgartens.

Der Krebs hat mit dem Brand viele Aehnlichkeit. Die Krankheit wird zuerst sichtbar, daß man am Stamm hie und da an der Rinde kleine Bäulen entstehen sieht, die vor und nach größer werden, und dann aufspringen. Auf der aufgesprungenen Schale sieht man schwärzliche Flecken, welche um sich fressen; die Rinde wird runzelich, und von oben herab stirbt ein Ast nach dem andern ab. Der Brand dagegen charakterisirt sich dadurch, daß die Rinde des Baumes stellenweise vertrocknet, und fest auf dem darunter mit vertrockneten Holze liegt, und daß ein schwarzer rußähnlicher Ueberzug auf der Rinde ist. Der Brand am Kernobst ist das Seitenstück von dem Harzfluß am Steinobst. So lange er örtlich ist und nur einzelne Theile befällt, ist er heilbar. Zeigt sich der Brand an allen Theilen des Baumes zugleich, nimmt er die Rinde des Baumes ganz ein, dann ist der Baum ohne Rettung verloren.

Uebele Behandlung, besonders Ueberdüngung mit hitzigem Viehdünger, Nachlässigkeit der Reinigung von Blattläusen, Raupen ꝛc., Schneiden am Baum, wenn er schon Blätter getrieben hat, Frost mit Glatteis, Sturmwind,

wodurch ganze Aeste abgerissen oder verdreht werden, sind die gewöhnlichen Entstehungsursachen. Der noch nicht zu weit gekommene Brand wird dadurch geheilt, daß die brandige Stelle bis auf die gesunde Rinde und das Holz, mit einem scharfen Messer ausgeschnitten, diese Stelle mit untereinander gemischtem Kuhmist und Lehm ausgefüllt und glatt abgestrichen wird. Zur Verhütung des Abfallens kann man einen Lappen Leinwand darum befestigen. Der Krebs ist die gewöhnliche Folge des Brandes, wenn dem weitern Fortschreiten des Letzteren kein Einhalt geschieht.

Er entsteht aber auch oft ohne vorhergegangenen Brand unter folgenden Verhältnissen:

1.) durch Pfropfreiser, 2.) durch fehlerhafte Beschaffenheit des Bodens, worin gepflanzt wird, 3.) durch eine schlechte Lage, 4.) durch zu starkes Beschneiden und andere äußere Beschädigungen.

Bäume, die vom Krebs eingenommen sind, grünen, blühen und tragen Obst, so lange noch eine Hand breit gesunder Rinde da, oft scheinen mehrere Aeste daran noch gesund; nimmt man von diesen Aesten Pfropfreiser, so werden die damit veredelten Stämme vor und nach alle am Krebs absterben. Die Pfropfreiser sind schon durch die fehlerhafte Mischung des Saftes angesteckt. Die Erfahrung bestätigt leider, daß nach Jahren alle Mühe und Kosten, durch eine Veredelung von Pfropfreiser verloren ging, die den sichern Keim des Unterganges mitbrachten.

Aus dem Boden zieht der junge Obstbaum seine Nahrung, um Früchte zu bringen. Schwerer Thonboden in kalten Lagen, alle saure Bodenarten, wo das Wasser keinen Abfluß hat, verursachen leicht den Krebs; sie müssen bei der Obstpflanzung sorgfältig vermieden werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erschöpfter Boden, wie er häufig in Baumgärten vorkommt, in welchen lange Jahre alte Obstbäume gestanden haben, ist eine starke Veranlassung zum Krebs. In den Fällen legt man besser ganz neue Baumgärten an. Wünscht man aber den alten Baumgarten zu erhalten, so müssen alle Bäume, welche aufhören zu tragen, ausgerottet werden. Dieser Boden wird dann ziemlich hoch mit frischer, gut mit Dünger bereicherter Erde überfahren. Man setzt dieser Erde Kalk oder durchgeworfenen Bauschutt zu, um die trägen Theile des alten Bodens zu wecken; dann wird der Boden tief umgegraben, wobei auf sorgfältige Vermischung des alten und des neuen Grundes gesehen werden muß. Erst nach dieser Vorbereitung darf man einen freudigen und gesunden Aufwuchs der neuen Pflanzung erwarten. Auf der Erschöpfung des Bodens beruht die allgemeine Sage, daß früher reichtragende Obstgärten versagen, auch die Nachpflanzung nicht mehr gedeihe.

Wenn der Landwirth dazu Gelegenheit hat, dann wähle er in der Nähe seiner Wohnung ein gutes Grundstück, was frei von den vorgedachten fehlerhaften Eigenschaften ist, und dem der Nord- und Nordwestwind nicht schadet; im widrigen Fall pflanze man nach Norden und Nordwesten, an der Gränze, eine Reihe Wallnußbäume, welche einigen Schutz gegen die kalte Zugluft und Nordwinde geben. Nun folgt in nämlicher Richtung eine, oder wenn man diese Frucht liebt, zwei Reihen süßer Kirschen, welche schnell wachsen und starke Bäume geben. Darauf folgen die Birnen, und zwar diejenigen Sorten, welche die höchsten Bäume geben. Den Schluß machen die Aepfel. Sind die Bäume, wie es eigentlich sein muß, in verschobenen Reihen auf wenigstens 36 Schuh weit, einer vom

andern, eingepflanzt, (40 Schuh ist noch besser) dann werden die Pflaumen dergestalt durchgepflanzt, daß in der Mitte von 4 der vorgedachten Hauptobstbäumen ein Pflaumenstamm zu stehen kommt, alles ganz pünktlich und winkelrecht, damit das Auge nicht beleidigt wird, und die Bäume von allen Seiten sich regelmäßig in Reihen darstellen.

Schon in den drei bis vier ersten Jahren fangen die Pflaumen an fleißig zu tragen, während die anderen Bäume, die durch die Pflaumenbäume bei starkem Sonnenbrande gedeckt werden, munter heranwachsen. Nach 15—18 Jahren, wo die Aepfel- und Birnenstämme stark geworden, und der Deckung der Pflaumenbäume nicht mehr bedürfen, werden diese ausgerottet. In dieser Zeit hat man schon viele Früchte von ihnen gezogen; ihr Stammholz ist für Messerhefte sehr gesucht, und wird per Pfund theuer bezahlt.

Die 4te Veranlassung des Krebses ist zu starkes Beschneiden, besonders zur Zeit, wenn der Baum schon Blätter getrieben hat. Dies veranlaßt die Stockung des Saftes, daher gehen auch alle diejenigen Spalierbäume in kurzer Zeit vor und nach zu Grunde, wobei man den fehlerhaften Sommerschnitt anwendet.

Alle Beschädigungen durch Sturm, Reibung der Äste, die sich kreuzen, Insectenfraß, besonders durch Blattläuse, Baumwanzen, Raupen ꝛc. veranlassen auch die Stockung des Saftes, worauf sehr oft der Krebs zu folgen pflegt. Jeder Krebs, der durch vorgedachte schlechte Pfropfreiser, durch Stockung des Safttriebs entsteht, so wie auch derjenige, der schon weit vorangeschritten ist, läßt sich nicht heilen.

Wo eine andere Ursache da ist, kann das für die Heilung des Brandes angegebene Mittel versucht werden.

Zum Schluß rathe ich allen Landwirthen bei der Obstpflanzung nur diejenigen Sorten zu wählen, wovon sie wissen, daß sie in unserem Klima gedeihen. Unter den Aepfeln sind viele herrlichen Sorten z. B. der weiße Kalville, die englische Windsor und mehrere Reinetten, die hochstämmig zwar recht munter heranwachsen, bei starken Wintern mit Glateis aber krank werden und absterben. Mit den feinen Birnen geht es eben so wenig. Inzwischen giebt es doch treffliche Sorten, die recht gut fortkommen; Birnen, die wie Eichbäume heranwachsen. Für die Tafel und die Küche haben wir dauerhafte Sorten genug, wir brauchen uns nur umzusehen.

VIII.

Mittel wider die Obstbaumraupen und die Baumwollen-Laus.

Vor einigen Jahren haben die Raupen am rechten Rheinufer gehauset. Eine Menge Obstbäume wurden entblättert; es ging dadurch auf einige Zeit die Hoffnung zur Obsternte verloren. Viele starke Obstbäume sind sogar abgestorben. In der Gegend von Benrath, Monheim, Berghausen ꝛc. sieht man diese abgestorbenen Bäume in Menge.

Der Raupen, welche den Obstbäumen mehr oder minder schaden, sind viele Gattungen; ich will diejenigen nur aufzählen, welche am häufigsten vorkommen.

Unter diesen verdient die schädlichste, obwohl sie die kleinste ist, zuerst angeführt zu werden. Es ist die Spannraupe, die Brut eines Schmetterlings, der nur zur Nacht wandert, nicht in Gesellschaft lebt, und bei Tage zwischen zwei Blättern wie eingeklebt still liegt; er heißt deshalb Nachtsfrost-Schmetterling, weil er erst da erscheint, wo es zu reifen und zu frieren anfängt, etwa gegen den 8. bis 15. Oktober. Das Männchen hat viele Ähnlichkeit mit der Kleidermotte, das Weibchen hat keine Flügel, längere Beine und einen starken Körper; es erscheint gewöhnlich 5—6 Tage später als das Männchen, das bei der Dämmerung ganz lustig am Boden herum zu fliegen pflegt.

Das Weibchen läuft am Stamme der Obstbäume die ganze Nacht bis zur Hälfte des Monats November herum und legt seine Eier einzeln an die Blüthen-Knospen.

Nach dem halben November findet man den Nachtfrost-Schmetterling beiderlei Geschlechts hie und da abgestorben liegen. Bei der ersten warmen Witterung im Frühjahr schlüpft das Spannräubchen aus dem Ei, bohrt sich in das Fruchtauge ein, womit das Verderben angeht, das bis zur vollen Entblätterung des ganzen Baumes kommen kann.

Erscheint im Monat Oktober starker Sturm mit schwerem Regen oder Hagel, dann werden die frisch angeklebten Eier abgeschlagen, die sonst jeder spätern Witterung trotzen. Unsere Voreltern hielten ein derartiges Stürmen im Oktober als gute Vorboten einer reichen Obsternte; sie nannten es irrig das Begatten der Obstbäume.

Um die Spannraupen zu vermindern, hat sich unter allen vorgeschlagenen Mitteln nur folgendes als bewährt gefunden, das aber leider an vielen Zwergbäumen gar nicht ausgeführt werden kann.

Da wo der Stamm am glattesten ist, wird er mit einem Streifchen von gut geleimtem, abgenutztem Schreibpapier, etwa drei Zoll breit, in der Runde umwickelt und mit zwei Bindfäden oben und unten überbunden oder befestigt, daß der Schmetterling unter dem Papier nicht den Baum herauflaufen kann. Ist diese Vorrichtung geschehen, dann werden alle Papierstreifen mit gewöhnlichem Theer 1½ Zoll breit in der Mitte rundum bestrichen. Wenn das Weibchen an diesen Ring kommt, und mit den Vorderfüßen an den klebenden Theer fühlt: so zieht es sich entweder zurück oder bleibt im Theer stecken. Schroffe Winde und

Sonnenschein trocknen den Theer bald auf, daher muß das Überstreichen so oft wiederholt werden, als der Ring seine Klebekraft verliert. Weil das trockene Papier die Fettigkeit aus dem Theer aufnimmt, so muß beim ersten Anlegen der Pinsel bald wiederkommen; später geht es besser, so daß man gewöhnlich mit einem viermaligen periodischen Strich auskommt.

Erstaunen wird man über die Menge Eier, wenn man sich ans Zählen gibt. Das Feueranzünden, welches die fliegenden Männchen zum Verbrennen anzieht, mit Licht die auf- und absteigenden Weibchen aufsuchen ꝛc. sind Mittel, die wenig nützen, auch bei finsterer Nacht, bei Sturm und Regen, in einer großen Obstpflanzung gar nicht ausführbar sind.

Nach der Spannraupe kommt die große Raupe, welche aus dem Ei entsteht, das die Stamm-Motte, auch ein Schmetterling, der nur in der Nacht fliegt und seine Eier in Klumpen, oft 500 an der Zahl, versteckt in die Höhlen und Ritzen der Obstbäume legt, und mit Haaren auf dem Hintertheile des Körpers bedeckt ist. Diese Eier fallen im April und Mai aus; die Raupen leben in Gesellschaft, gehen Abends zum Fressen auseinander und legen sich am Tage zusammen; sie häuten sich zweimal und sind sehr schädlich.

Nicht minder schadet die Ringelraupe. Sie entsteht aus dem Ei des Ringelvogels; wieder eines Schmetterlings, der nur in der Nacht fliegt und am Tage ruht; er ist von mittler Größe, blaßgelb mit einer dunklen Querbinde; die Eier legt er an junge Zweige; er leimt und fügt sie in der Form eines netten Ringes, auf eine, Bewunderung verdienende Art zusammen. Weder Nässe noch

Kälte oder Hitze vermögen den Eiern zu schaden. Bei der ersten warmen Witterung im Frühjahre kriechen die Raupen aus; sie leben in Gesellschaft wie die Vorigen und sind eben so schädlich.

Dann folgt die sogenannte Nesterraupe. Sie entsteht aus dem Ei des Goldfalters, wieder eines Schmetterlings, der wie die vorigen nur in der Nacht hauf't; er legt seine Eier im Monat Juli in fingerlangen Streifen an die Stämme der Obstbäume, die halben August oder Anfangs September ausfallen; sie leben und fressen in Gesellschaft, spinnen ein gemeinsames Gewebe als Wohnung an die Spitzen der Zweige, worin sie, wenn es kalt wird, zum Ueberwintern zusammen kriechen; sie widerstehen in dieser Einhüllung aller Kälte und Näße; sobald wie gute Witterung die Knospen öffnet, sind sie da.

Mit diesem gefräßigen Thier kann der aufmerksame Landwirth wohl fertig werden, wenn er bei guter Witterung, so lange wie die Bäume und Hecken noch im Winterschlaf sind, die Nester und Gespinnste abnimmt und verbrennt. Bei dieser Raupe und der Ersteren hat man nicht nöthig, die Entwickelung und das Auskriechen abzuwarten; bei den zwei anderen Gattungen kann man sich nur dann helfen, wenn das Ungeziefer da ist.

Folgendes Mittel habe ich bewährt gefunden: es werden 1 Pfund schwarze Seife, ½ Pfd. Pottasche, ½ Pfd. Schnupftaback mit 6 Quart Wasser in einem Gefäße bis zu 80 Grad erhitzt, umgerührt, dann abgesetzt. Wenn diese Mischung erkaltet ist, werden noch 6 Quart kaltes Wasser zugeschüttet. Alle Raupen, welche hiermit angefeuchtet werden, sterben augenblicklich. Die Auftragung geschieht mit einem Quast aus Schweinsbürsten, einem Weißquast gleich.

Derselbe wird so eingerichtet, daß, je nachdem die hochstämmigen Bäume hoch oder niedrig sind, eine kurze oder lange Stange daran gesteckt wird; die Operation geschieht mit dem angefeuchteten Quast, womit man die in Klumpen zusammen liegenden Raupen langsam überdeckt und nach ein paar Secunden eine kleine Bewegung damit macht, wodurch die unten liegenden auch angefeuchtet werden. Von der schnellen Tödtung aller Raupen kann jeder sich gleich dadurch überzeugen, wenn er mit Beobachtung des Verhältnisses eine kleine Portion ansetzt, dann ein paar hundert Raupen in einen Blumenteller legt und nur soviel aufgießt, daß die Raupen angefeuchtet werden. Mit der Uhr in der Hand wird er sich überzeugen, daß in einer Minute alle todt sind.

Das Anziehen der Staaren, dieser munteren Singvögel, durch Aufhangung von Kästchen, vulgo Rümpfe, ist auch ein treffliches Mittel zur Verminderung aller Baumraupen. Wie dies geschieht, enthält die in der Zeitschrift aufgenommene Abhandlung über Maikäfer.

Die furchbare baumwollen Laus. Dieses eines der kleinsten Insecten, welches vor 8 Jahren zuerst bei uns bemerkt wurde, ist unter allen das Schädlichste. Zum Glück greift es nur die Äpfelbäume an; an allen übrigen Obstbäumen hat man noch kein's bemerkt. Das Aussaugen des Saftes aus der Rinde wird so nachtheilig, daß starke Äpfelbäume, die einen mehr als ¼ Schuh dicken Stamm haben, in Zeit von 2—3 Jahren ganz ausgehen und dürr werden. Alle gewöhnlichen Mittel, womit man sich die Blattläuse vom Halse schafft, z. B. schwarze Seife und Soda, mit Pottasche, Tabacklauge ꝛc. verstärkt, haben gar keinen Erfolg.

Durch den Postdirector Herrn Schulz in Elberfeld, einem bewährten Pomologen, ist folgendes Mittel empfohlen:

Dieses Insekt hat eine röthliche Farbe, ist mit einem langen spitzigen Rüssel bewaffnet, den es im Ruhestande unter den Bauch legt, und der Hintertheil seines Leibes ist mit einem Flocken weißer Wolle zum Theil bedeckt, welche aus verschiedenen Stellen seiner Oberhaut hervorzugehen scheint. Es ist ein so kleines Thier, daß es fast dem Blicke entgeht, und verräth sein Dasein nur durch die Flocken weißer Wolle, welche zuerst an den jungen Trieben der Äpfelbäume, dann an den mittlern Ästen und endlich sogar an der Wurzel erscheinen und durch beträchtliche Geschwulste den Saftumlauf stören und endlich die Bäume tödten. Ursprünglich ist dieses Insekt ein wahrer Verwüster der Obstanlagen in Nordamerika. Von dort ist es durch Pflanzen nach England und weiter nach Frankreich gebracht und in der Normandie ist es bereits zu einer Landplage geworden. In den Annalen der Pariser Gartenbau-Gesellschaft hat man neuerdings zur Vertilgung dieser Laus als unfehlbar empfohlen: 1) man bereitet Schwefelkalk (calcaria sulphurata) auf folgende Weise. In 6—8 Theilen Wasser läßt man eine gute viertel Stunde lang 2 Theile gelöschten Kalk oder Kalk-Hydrat, und 1 Theil Schwefelblume kochen. Diese Flüssigkeit wird sodann durch ein Haarsieb geseiht, und dann beim Gebrauch der Bodensatz, so oft als nöthig ist, umgerührt. Zu Ende Februar oder Anfangs März untersucht man die Bäume sorgfältig, und sobald man Knotengeschwulste, veranlaßt durch den Saftausfluß, den der Stich des Insekts verursacht hat, an einem Baum entdeckt, so schneidet man solche mit dem Gartenmesser rein weg, weil die Blattlaus ihre Eier dort hinein legt.

Alsdann wascht man mit einer Bürste und einem kleinen Pinsel die jungen Bäume von oben bis unten mit dem Schwefelkalk und wiederholt diese Waschung zwei Jahre nacheinander.

Nach eben jenen Annalen wird auch gegen das Insekt 2) alter menschlicher Urin mit Nutzen angewendet. Vermittelst einer Bürste werden die Äpfelbäume mit dem Urin abgerieben.

Laut der Annalen der Großbritanischen Garten-Gesellschaft wird zur Vertilgung des Insekts in den Gewächshäusern empfohlen: Man solle die von dem Thierchen angegriffenen Gewächse mit Hülfe eines Pinsels mit Olivenöl bestreichen und 2 Stunden nachher die Pflanzen mit frischem Wasser abwaschen.

IX.

Ueber Seidenbau.

Die Seidenraupe entsteht aus den Eiern eines Nachtvogels (Nachtfalters) oder Schmetterlings, dessen Vaterland Indien ist; sie lebt vom weißen Maulbeerbaum; sie spinnt bei ihrer Verwandlung ein Gewebe, woraus die Seide gewonnen wird. Unser Vaterland führt nach glaubwürdigen Nachrichten jährlich für mehr als 6 Millionen Thaler rohe Seide ein. Italien, das südliche Frankreich und alle Länder, welche unter dem nämlichen oder einem stärkeren Wärmegrad liegen, rechnen mit Recht den Seidenbau unter ihre besten Industriezweige. Nach der Meinung aller Sachkenner ist die naturgemäße Erziehung der Seidenraupe an eine anhaltende Wärme von 16 bis 20 °R. gebunden; alles, was mehr oder minder ist, soll nachtheilig auf die Ausbildung des Seidenwurmes wirken und Krankheiten veranlassen, die nicht selten die ganze Brut vernichten. Unsere Frühjahre erfreuen uns selten und fast nie anhaltend mit einer solchen Temperatur; rauhe, kalte Tage mit Reif, Nebel, Regen, Hagel und Schnee kommen oft vor; unsere nördliche Lage bedingt es auch, daß wir die Seidenraupen in Stuben erziehen, die mit einer Heizungs-Anstalt versehen sind. Der Seidenwurm, noch mehr seine Ausleerungen und die Abfälle vom Futter, veranlassen eine starke, faule Ausdünstung, die den zarten Thieren gefährlich, dem Menschen aber beschwerlich ist; die Locale

müssen daher mit guten Luftreinigungs-Vorrichtungen versehen sein, um die Luft zu reinigen und die geeignete Wärme im gesunden Zustande zu erhalten, wobei der Termometer nicht fehlen darf. Die Ausbildung und Lebensdauer der Seidenraupe, wenn alles gut geht, sind 32—36 Tage. Diese Periode zerfällt in fünf Abschnitte. Viermal geht eine Verwandlung durch Abhäuten vor, wo die Raupe in 1½ Tagen nicht frißt und zu schlafen scheint. In dieser Zeit muß alle starke Bewegung am Aufenthaltsort vermieden werden. Die Raupen liegen auf Hörden, die mit Papier überklebt sind. In den drei ersten Perioden wird täglich dreimal mit zerschnittenen trockenen Maulbeerblättern gefüttert. In der letzten Zeit reicht ein dreimaliges Füttern nicht mehr aus; die Thiere werden gefräßig. Die Brut von einem Loth Eier frißt mehr als 100 Pfund Blätter in einem Tage. Das Reinigen und Wechseln der Hörden ist eine Hauptsache; es muß so oft statt haben, als sie beschmutzt sind. Es geschieht durch Ueberlegung von Reisern mit zarten Blättern, welche die Raupen anlocken, oder durch künstliche Vorrichtungen, beides mit Vorsicht und Behändigkeit. Erkranken dennoch einige Raupen, so müssen diese gleich fortgeschafft werden, weil sie die Gesunden anzustecken pflegen. Ist alles dieses mit Glück bis zum Einspinnen vollbracht, dann werden für die künftige Nachzucht gute Cocons ausgesucht, um Seidenvögel weiblichen und männlichen Geschlechts zu erzielen; die von erstern gelegten Eier werden gesammelt und in trockenen kalten Räumen aufbewahrt; die übrigen Cocons werden durch Eintauchen in heißes Wasser, wodurch die eingesponnene Raupe getödtet wird, zur Abspinnung durch einen künstlich gebauten Haspel vorbereitet.

Dies ist das Wesentliche von dem, was bei der Erziehung und Behandlung der Seidenraupe nothwendig erscheint. Es versteht sich hierbei von selbst, daß ein hinlänglicher Vorrath gesunder Maulbeerblätter da sein muß. In unserer nördlichen Lage kommt häufig der Fall vor, daß Nachtfröste alle jungen Triebe und Blätter an den Maulbeerbäumen zu Grunde richten, oder daß kalte Regen, nicht selten mit Hagel und Schnee gemischt, die Blätter mit Rost und Honigthau überziehen, wodurch die Seidenraupen absterben, wenn sie damit gefüttert werden. Dies scheint auch die Haupturſache zu sein, warum in unserer und der Vorzeit der Seidenbau nicht aufkommen wollte. Uns Deutschen liegen bittere Erfahrungen vor.

Die Lieblings-Idee Friedrichs des Großen war, sein Land mit diesem neuen Gewerbzweig zu beglücken. Mit seinem gewohnten Scharfblick und Eifer widmete er sich der Oberaufsicht. Von ihm wurden aus Italien und dem südlichen Frankreich Sachverständige zur Unterrichtung der Landleute berufen und vertheilt; alle vermögende Gutsbesitzer wurden zum Seidenbau aufgefordert und durch große Prämien ermuntert; es wurden Millionen diesem Industriezweige, aber ohne allen Erfolg, geopfert. Alle Fürsten in Süd-Deutschland, wegen des milderen Klima's auf einen sichern Erfolg rechnend, folgten dem Beispiel des großen Königs, aber leider mit dem nämlichen Erfolg. Die, wegen ihrer Industrie zur Genüge bekannten, Engländer haben in ihren Königreichen es an Versuchen nicht fehlen lassen, die aber alle den nämlichen Weg gingen.

Mehrere Könige von Frankreich und namentlich Heinrich IV. und Ludwig XIV., mit diesem wichtigen Industriezweige im südlichen Frankreich vertraut, ließen allenthalben

in den nördlichen Provinzen Maulbeerbäume pflanzen; die königlichen Gärten sogar wurden von allen Sträuchen und Zierstauden gereinigt, und diese durch Maulbeerpflanzen ersetzt; dennoch kam der Seidenbau nicht auf. Seit 30—40 Jahren hat man in Deutschland wieder angefangen, neue Versuche mit dem Seidenbaue zu machen; man hat die harten Verluste der Vorzeit vergessen. Man gründet diese kühne Unternehmen auf folgende Thatsachen:

Der weiße Maulbeerbaum, die Hauptnahrung des Seidenwurms, vegetirt bei uns mitunter sehr üppig und kommt sogar noch tiefer im Norden fort. Wenn auch nicht im Freien oder in nicht erheizten Räumen, wie in Italien, dem südlichen Frankreich ꝛc. die Seidenraupe vegetire und spinne, so könnten wir doch im zweckmäßig erwärmten Saale damit fertig werden, was die Erfahrung zur Genüge beweiset, indem die Seide, welche in diesen erwärmten Räumen gewonnen ist, eben so gut und vollkommen sich darstellt, als die Seide aus Italien.

Folgende Bedenken scheinen diesem entgegen zu stehen: Es ist ganz richtig, daß der weiße Maulbeerbaum bei uns fortkommt, und daß auch die härtesten Winter ihn nicht tödten; allein das weiß auch Jeder, daß ein Nachtfrost im Mai die Blätter ganz zerstört, so daß oft erst nach 4—5 Wochen wieder neue Triebe und Blätter erscheinen; er gleicht hierin unserer deutschen Eiche und Esche, woran die Blätter bei Maifrösten auch ganz zerstört werden. Die ganze Seidenzucht ist verloren, wenn man durch die frühere günstige Witterung getäuscht, die Eier zum Auslaufen ausgelegt hat. Von gleichem Erfolg ist aber auch die Sache, wenn zwar kein wirklicher Frost die Maulbeerblätter aufreibt, dagegen anhaltend kalte Regen, Hagel ꝛc. die Maul-

beerblätter mit Rost, Honigthau ꝛc. belegen. Alle Raupen, die damit gespeis't werden, gehen vor und nach zu Grunde. Unsere starken Baumraupen sterben sogar, als wenn die Pest zwischen sie gekommen, nach dem Fressen der von Rost angesteckten nassen Obstblätter.

Es ist allerdings wahr, wie die That beweiset, daß wir in zweckmäßig eingerichteten und erwärmten Räumen recht gute Seide hervorbringen, die mit der ausländischen die Probe aushält. Ist es aber nicht wahr, daß diese kleinen Proben vielleicht fünfzigmal mehr kosten, als die ausländische Seide?

Seit der Restauration des aufgegebenen Seidenbaues treibt man seit 40 Jahren mit sehr großem Kostenaufwand in Deutschland wieder den Seidenbau. Was ist aber davon in den Handel gekommen? Auf unsern Messen ist deutsche Seide ein unbekannter Artikel.

Der Seidenbau in Deutschland hat mit der Pflanzung der Südfrüchten in unsern erwärmten Glashäusern viel gemein. Großer Aufwand, große Sorge und keinen wirklichen Gewinn scheinen die Resultate zu geben! Zu allem diesem haben die Versuche der neueren Zeit alle kein Glück gehabt; viele davon sind schon mit großen Aufopferungen wieder eingegangen, andere arbeiten, wie schlechte Bergwerke mit jährlicher großer Zubuße noch fort, während die öffentlichen Blätter den Nutzen des Seidenbaues bis in den Himmel erheben und Actien sammeln, um neue derartigen Industrieen zu begründen. Der hier zur Sprache gebrachte Gegenstand ist von großer Wichtigkeit, daher wünscht und hofft der Einsender, daß ein Sachkenner sich bald finden möge, der zum Besten seines Vaterlandes die hier angeregten Bedenken gründlich und frei auseinandersetze.

Ganz in der Nähe von Düsseldorf an der Chaussee fällt eine große Pflanzung von Maulbeeren, Hecken, Spalier- und hochstämmigen Bäumen mit einem artigen Gartenhaus in die Augen, was zur Erziehung und Pflege der Seidenraupen eigens gebaut ist, was aber der Besitzer, weil er sich in seinen Erwartungen getäuscht fand, jetzt zu anderm Zweck vermiethet hat; nicht weit davon ist ein zweites, auch aufgegebenes Unternehmen; eben über den Rhein ein drittes fehlgeschlagene Project, für Speculanten von Vermögen, die den Muth haben, einen nicht unbillig in Verruf gekommenen Industriezweig, trotz den Erfahrungen der vorigen und der letzten Zeit, von neuem aufzugreifen; sie haben Gelegenheit genug ihr Glück zu versuchen. Erwachsene Maulbeer-Pflanzungen mit Localen zur Erziehung und Behandlung der Seidenraupe sind genug, man dürfte wohl sagen, zu viel da. Man kann auch mit Beruhigung diesen, dem Klima und den Elementen Trotz bietenden, Industrie-Ritter gönnen, daß ihr gefahrvolles Unternehmen mit einer guten Prämie gekrönt wird, wenn sie von einem Jahr etwa 100 Pfund abgesponnener, selbst gewonnener Seide vorlegen können.

Dagegen aber muß man opponiren, daß zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen, Anschaffung von Abhaspelungs-Anstalten ꝛc. ein einziger Thaler aus der Vereins-Cassa gegeben wird.

X.

Ueber die Vertheilung der Güter.

So viel für und wider auch über den Grundbesitz, über den Nutzen und Nachtheil der Vertheilung des Bodens geschrieben ist, so haben doch alle Vertheidiger entgegengesetzter Meinungen einstimmig erkannt, daß das Grundeigenthum im Staate so geordnet zu werden verdiene, daß nicht allein die Menschen, welche produziren, davon leben, sondern daß auch die, welche Gewerbe treiben, der Soldat, die Beamten, überhaupt keine Landwirthschaft treibende Mitglieder des Staats, ernährt werden können; daß die Güter dergestalt bestehen, daß nichts im Weg steht, das aus dem Boden zu gewinnen, was man ohne Mißwachs, von einer geregelten Bearbeitung, davon erwarten kann; weiter, daß die Production einem Mißwachs und ungewöhnlichen Bedürfnissen zu Hülfe kommen können. Man hat sich in der Ansicht geeinigt, daß zu starker Grundbesitz in einer Hand, mit andern Worten zu große Güter, so wie übermäßig Kleine, beide mehr und minder schädlich sind. Unter zu großen Güter scheinen diejenigen zu gehören, bei denen die Oberaufsicht nicht mehr von einer Person geführt werden kann, wo Wirthschafts-Beamten, und mehrere untergeordnete Aufseher ꝛc. gehalten werden müssen.

Diese Güter stehen gegen kleinere Mittelgüter von gleichem Umfang im Nachtheil; der rohe Ertrag ist größer,

auch der Reinertrag besser; — Besitzer der Güter von mittler Größe übersehen alles selber, jedes einzelne Geschäft kann mit mehr Sorgfalt eingerichtet und ausgeführt werden, als bei großen Gütern, wo Vieles fremden Händen anvertraut werden muß. Der Anbau solcher Gewächse, und die Zucht solcher Thiere, die eine immerwährende Aufsicht erfordern, eignen sich nur für Güter von mitteler Größe, z. B. der Bau des Flachses, Hanf, Hopfen, Taback ꝛc. Das Kapital zum Betriebe eines derartigen schweren Guts ist auch nicht leicht aufzubringen.

Da, wo dergleichen schwere Güter, wie die Erfahrung zeigt, nicht selten die beste Feldfluren eines ganzen Dorfes einnehmen, leben die Bewohner desselben wegen beschränkten Grundbesitzes im großen Mangel, sie müssen sich, wenn hartherzige eigennützige Verwalter einer solchen übermäßig großen Wirthschaft vorstehen, lästige Bedingungen für den Lohn ihrer Arbeit gefallen lassen.

Wenn dergleichen übermäßig große Güter sich auch wegen des Reinertrags, der für die ganze Gesellschaft gewonnen ist, nicht so vortheilhaft als von Gütern von mittler Größe herausstellen, so schaden sie doch weniger als die übermäßig Kleine, welche eine unbedingte Freiheit zur Zerstückelung veranlassen. Unbegränzte Zertheilung der Grundstücke, führen zu einem Zustand der Wirthschaft, wo aller Reinertrag verschwindet, wo davon gar keine Rede sein kann, indem die Kothen nicht einmal so viel produziren, daß der Besitzer mit seiner Familie davon leben kann.

Die Bevölkerung wird zwar dadurch begünstigt. Fleißige, wohlhabende Bevölkerung ist allerdings wünschenswerth, aber keine solche, die aus Bettlern besteht, oder doch aus solchen Menschen, die bei jedem eintretenden

Unglücksfall der Gemeinde zur Last fallen, und schon durch ihr Dasein ein Recht zu haben glauben, ihre Unterhaltung auf Kosten anderer zu begehren; solche erzeugt aber, wie wir aus dem, was die Zeit lehrt, sehen, die unbeschränkte Boden-Vertheilung. — Schon in günstigen Jahren bringen dergleichen kleine Grundbesitzer wenig über ihren Consumptions-Bedarf. — Bei Mißwachs reicht die Production zum eigenen Bedarf nicht hin. — Es muß also Noth und Verlegenheit im ganzen Lande entstehen, und dem kleinen Grundbesitzer bleibt keine Aussicht, sich von seiner Armuth zu erholen. — Seit 30 Jahren, wo die unbeschränkte Gütervertheilung bei uns aufkam, erleben wir die bösen Folgen, die sich mit jedem Jahr vermehren.

Wie weit es in Frankreich und Süddeutschland schon gekommen ist, lesen wir in den Zeitungen. In Süddeutschland hat man schon allerhand Mittel zur Hebung des sinkenden Wohlstandes in Vorschlag gebracht. Was man sich von der Beschränkung der Heirathen unbemittelter Leute versprach, ist nicht erfolgt; dagegen hat sich der Verfall der Sitten und die wilden Ehen vermehrt. Die Noth ist schon dahin gestiegen, daß auf einem Landtag proponirt wurde zu dem gewaltsamen Mittel der Consolidation überzugehen; eine Maßregel, welche die Eigenthumsrechte compromittirt, alle Hypothekar-Gläubiger in die größte Verlegenheit versetzte, und dadurch dem Credit des Ganzen den Todesstoß versetzte. — Bei den Durchzügen der vielen Auswanderungen nach Amerika aus dieser Gegend kamen viele Fälle vor, wo ein Vater und Mutter, die 4, 5, 6 und mehrere Kinder bei sich hatten, Zeugnisse von weltlichen und geistlichen Vorgesetzten bei sich trugen, die durchschnittlich wie folgt lauteten: „der N. führt bei sich die N.,

jetzt folgte die Personen-Beschreibung, dann die Anzahl ihrer Kinder mit dem Signalement nebst dem Zusatz, daß diese beiden Personen, wegen des Landesverbotes nicht gesetzlich getraut werden konnten, nach Amerika auszuwandern sich entschlossen, um sich dort mit ihrer Familie ernähren zu können; dann kam ein negativer Zusatz, daß man sie wegen keines Verbrechens beschuldigen könne, oder so etwas ähnliches, womit man zu schließen pflegte." Allerdings ist das leichtsinnige Heirathen ganz unvermögender junger Leute auch eine unversiegbare Quelle zur Armuth, allein wie viele gibt es deren? Leichtsinn, Ueppigkeit, Faulheit, Laster aller Art, wie Spiel, Unmäßigkeit im Branntweintrinken ꝛc.; der Kampf der Elemente, als Feuer, Ueberschwemmung, allgemeiner Mißwachs, Theuerung, kalte Winter; sinkender Ackerbau, sinkende Fabriken, sinkender Handel, übertriebenes Maschinenwesen, Mangel an Arbeit ꝛc. kurz! ein Blick auf die Geschichte zeigt, daß Armuth ein unzertrennliches Loos der menschlichen Gesellschaft ist, — ungleiche Kräfte, ungleicher Standpunkt, ungleicher Besitz, ungleichen Genuß bietet die so bedauernswürdige Erfahrung dar.

Das durch unsere Zeitschriften angepriesene Project zur Bildung einer Gewährschaft, womit man leichtsinnige Heirathen abzuhalten hofft, und eine Verminderung der Armuth entgegen sieht, mag hiernach beurtheilt und auch erwogen werden, daß keine Gemeinde das Recht hat, ihre wirklichen Mitbürger andere Heirathsverbote entgegen zu setzen als ein Gesetz im Art. 144 und 172 ꝛc. Seite 94 des B. G. B. aufgenommen und gebilligt sind. Wie viele Gemeinden würden mehr als zu ⅓ nicht heirathen zu dürfen, weilen sie das nicht leisten könnten, was gefordert

wird? Aus vermögenden Orten würden die geringen Leute, um Heirathen zu können, auswandern, so daß eine wahre Noth an Taglöhnern und kleinen Gewerbe entständen. Wer würde sich auch der mühsamen Controlle und Rechnungsführung unterziehen? Kurz verlassen wir ein Project, was unserm Gemeinde-Verband keine Competenz gibt, auch nicht ausführbar wird. Besser geht es, wir vervielfältigen und vervollkommnen den Ackerbau, resp. die Gewerbe und Sitten, wodurch wir im Stande sind dem Pauperismus ein Ziel zu setzen, um ein wohlthuendes Gleichgewicht zu gewinnen. Durch unsere am 1. Januar 1810 promulgirte neue Gesetzgebung wird die unbeschränkte Gütertheilung unter großjährigen Theilhabern geschützt. Der Art. 819 des B. G. B. drückt sich darüber ganz klar, wie folgt, aus:

„Wenn alle Erben gegenwärtig und volljährig sind, so „ist die Versiegelung der zur Erbschaft gehörigen Sachen „nicht nöthig, und es hängt von dem Gutfinden der „Interessenten ab, in welcher Form, und auf welche „Weise die Theilung geschehen soll."

Es liegt nicht in der Befugniß des landwirthschaftlichen Vereins hierin eine directe Abänderung zu veranlassen, wohl aber die Staatsbehörde auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam zu machen, welche die unbeschränkte Güterverstheilung veranlaßt, auch die Mittel zur Abhülfe vorzuschlagen, und das Staatsoberhaupt um Hülfe anzuflehen. Ein allgemeiner Maasstab ist nicht zu ermitteln, wenn auch auf Oberfläche und Qualität alle mögliche Rücksicht genommen wird.

Ein Gärtner bei einer großen volkreichen Stadt hinterläßt einen Garten von drei Morgen; er hat drei Kinder. Diese können alle drei mit einem Morgen sich und ihre

Familie ernähren; es ist also keine vernünftige Ursache da, diese Theilung zu mißbilligen. Bei einem kleinen Provinzial-Städtchen oder Dorf, wo der Marktverkehr schlecht ist, würde aber eine gleiche Theilung ein ganz anderes Resultat erbringen. Bei Ackergüter von gleicher Qualität des Bodens und Flächen-Inhalts macht die örtliche Lage einen gleich großen Unterschied.

Kommen wir nun in die rauhe Berggegenden, wo der nasse kalte Boden mit dem Klima die Kulturkosten bei geringerm Ertrag vermehrt, so findet man, daß der 3 und 4fache Flächeninhalt zur Ernährung einer Familie nicht hinreicht, wo man in der Rheingegend mit der Einheit auskommt. Es scheint auch nicht zu gehen, daß man mit Rücksicht auf alle diese Local-Verhältnisse, auch zugleich Local-Sätze feststellte; z. B. bei einer großen Stadt sollen Gärten nicht geringer als zu einem oder halben Morgen getheilt werden. Bei kleinen Städtchen oder Dörfer soll zu einem Gärtenbesitz, wenn er vertheilt wird, jedem Theilungsgenossen noch wenigstens so viel .... Morgen Ackerland zugetheilt werden.

Die Landgüter in fruchtbaren Ebenen sollen nicht unter .... Morgen zersplittert werden. In rauhen Berggegenden aber nicht unter ... Morgen.

Eine solche äußerst schwierige Güter-Klassification würde mit unendlichen Weiterungen und Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Das Kataster würde dabei wenig Hülfe leisten.

Hätte man aber auch das Glück alle dabei nicht fehlende Oppositionen ꝛc. zu überwinden, woran nicht zu denken ist, so stieß man doch auf eine andere Schwierigkeit.

Wie lange sollte man solche noch so gelungene Ein-

theilung halten? Aendern sich nicht oft in ein paar Jahren die Local-Verhältnisse durch Anlegung neuer Fabriken, durch ihr Stillstehen, und widrige andere Verhältnisse? so daß die auf frühere Local-Verhältnisse basirte Eintheilung ihren Haltpunkt verliert.

Durch diese Eintheilung könnte man auf den Wechsel des Eigenthums durch Tausch, Kauf ꝛc. keine Fessel anlegen, und den Begriff des Eigenthums zerstören.

Ich weiß wohl, daß in unserer Zeit die ganz richtige Behauptung aufgestellt ist, daß die Kraft und die Wohlfahrt des Staats in einer wohlgeordneten Güter-Eintheilung bestehe; daß man dahin trachten solle, diese zu gewinnen, und dadurch zu erhalten, daß beim Ableben des Besitzers eins der Kinder das Gut mit dem Inventar erhalte, und seine übrigen Geschwister mit einer billigen Geldsumme sich begnügen sollen.

Dieser Vorschlag, wie gut er auch gemeint sein mag, läßt sich nicht ausführen, er scheint sich auch mit der Billigkeit nicht zu vertragen; eben so wenig mit der Gerechtigkeit, weil es eine neue Art von Fideicommisse, oder Hufen darstellte, die in der Vorzeit hier und da, in Westphalen, auch unter dem Bauernstande bestand, daselbst aber beim Volk äußerst verhaßt waren, und als unbillig bei jeder Erbtheilung ausgeschrieen wurden; die durch Familien-Verträge oder Schenkungen in einzelnen Familien vorkommende, durch das Staats-Oberhaupt bestätigte Majorate und Fideicommisse, gebe ich zu, schaden dem Gemeindewesen nicht, sie vermehren und erhalten vielmehr die Staatsgewalt, belästigen auch nicht, weil sie gleich andern Grundbesitzern in den öffentlichen Abgaben beitragen. Allein im bürgerlichen Leben läßt sich der Grundbesitz nicht

abschließen, auf Personen beschränken, und den freien Verkehr hemmen. Uns ist noch im frischen Andenken die allgemeine Freude, welche darüber das ganze Land empfand, wie durch den hochseeligen König von Baiern, Max Joseph, das Retractrecht aufgehoben wurde; dieses oft verfluchte, durch ein unzähliges Heer von Prozessen die Gerichte beschäftigende Recht, war die Befugniß, das von seinem Verwandten an einen Fremden veräußerte Grundstück aus einem sogenannten Stock- und Stammgut wieder zur Familie zu ziehen.

Um den freien Verkehr im Grundbesitz zu gewinnen, verfiel man auf den unglücklichen Gedanken, statt erblich zu verkaufen, den Grundbesitz in Versatz zu geben. Diese List war wieder eine reiche Quelle, woraus nicht allein tausende von Prozessen entstanden, sondern auch bei der Erbfolge der Kinder aus verschiedenen Ehen bedauernswürdige Streitigkeiten ganze Familien zu Grunde richteten, besonders wo nicht selten das vormalige Devolutionsrecht, oder daß Recht, daß die Stock- und Stammgüter der Familie erhalten werden sollten, äußerst verwickelt und schwierig war. Bis auf diesen Tag sind die bösen Nachwehen dieses unsinnigen Rechts fühlbar, und so dringend, daß unser Provinzial-Landtag schon ein paar Mal zur Belebung des gesunkenen Credits darauf angetragen hat, daß man zur Einlöse aller Versatzgüter vom Staat eine peremtorische Frist unter dem Nachtheil bestimmen möge, daß nach fruchtlosem Ablauf derselben die Versatzgüter die Natur der Erbgüter erhalten, und im bürgerlichen Verkehr gleich gelten sollten.

Wie wichtig auch unter der neuen Gesetzgebung die Sache ist, geht aus dem Umstand hervor, daß Versatzgüter

Möbel sind, welche nicht zur Hypothek gestellt werden können. In der Erbfolge zwischen Eheleuten und Kinder aus mehreren Ehen ist das nämliche Leid. Gott sei Dank! durch das bekannte Gesetz geht dieser Wunsch bald in Erfüllung! Gibt es denn gar kein Mittel, der Boden-Zersplitterung ein Ende zu machen, die über die Theilhaber und das Publikum kein Segen, und nichts als Unheil bringt? Allerdings gibt es ein solches Mittel, und auch ein gutes und billiges.

Die nämliche Gesetzgebung, welche, wie vor schon gesagt ist, die unbeschränkte Boden-Zersplitterung gut heißt: sagt im Art. 826 des B. G. B. „jeder Miterb kann seinen Erbantheil in natura fordern ꝛc.;" gleich darauf im Art. 827 „lassen sich die unbeweglichen Sachen nicht bequem theilen, so soll zur Versteigerung bei Gerichte geschritten werden; die Partheien können jedoch, wenn sie alle volljährig sind, verabreden, daß die Versteigerung vor einem Notar geschieht." Nach Art. 819 ist diese Disposition des Gesetzes hauptsächlich im Interesse der betheiligten Minorennen gegeben, wofür der Gesetzgeber sorgen will. Im Interesse des allgemeinen Wohls und der Partheien macht sich die Sache ganz leicht, wenn von Seiten des Staatsoberhaupts zu verordnen geruht wird, daß in allen Gütertheilungen die öffentliche Versteigerung da eintreten soll, wo durch das Gutachten von Sachverständigen constirt, daß das Immöbel sich nicht so theilen lasse, daß jeder auf seinen Antheil den Unterhalt gewinnen könne.

Wird im Interesse des allgemeinen Wohls die vorgedachte kleine Modification im Gesetz gewährt, dann wäre nur blos zu ermitteln: wie können ohne gerichtliche Streitigkeiten über die Personen der Experten vorzubauen,

Sachverständige gefunden werden, die allgemeines Zutrauen mit ihren bewährten Kenntnissen verbinden? Dazu bietet uns eine Volkswahl unter den Grundbegüterten Mitbürger die Hand; durch eine Wahl, den der Landräthe gleich, würde aus und durch die Gemeinden drei der redlichsten und erfahrensten Gutsbesitzer als Repräsentanten gewählt, denen alle Gütervertheilungen zum Gutachten vorgelegt würden, womit die betheiligten Partheien sich zufrieden geben müssen.

Zur Zeit der alt bergischen Gerichtsverfassung wurde aus jeder Gemeinde ein Scheffen, von dem Volk öffentlich gewählt; diese saßen dem Gerichte bei, ihnen wurde jedesmal bei streitigen und zweifelhaften Fällen über Gütertheilung das Gutachten abgefordert, worauf die Gerichte entweder die Naturaltheilung, oder den öffentlichen Verkauf aussprachen.

Ich bin der Meinung, daß eine unbedingte Gütertheilung dem allgemeinen Wohl zuwider ist, auch in der Regel für die Theilungsgenossen Unheil bringt.

Unbedingte Zerstückelung in kleine Parzellen unter einem, auch allenfalls ein paar Morgen, gibt die Veranlassung zu einer Wirthschaft, wo der Reinertrag fehlt, weil der Inhaber kaum so viel produzirt, als wie er mit seiner Familie bedarf, und in ungünstigen Zeiten, bei dem geringsten Mißwachs, er in Schulden geräth, wovon er selten zu erholen Gelegenheit findet.

Die Erfahrung der letzten 30 Jahre habe ich zu Rath gezogen; wir finden darin die traurigen Folgen der unbeschränkten Gütertheilung. — Wir haben an Häuser, an Gutsbesitzer von 1—2 Morgen, auch noch wohl weniger Flächen-Inhalt gewonnen. Die Bevölkerung ist dadurch

ins Unglaubliche angewachsen; allein, wie sieht es mit dem Wohlstand aus? Die Polizei-Vergehen über Forst-, Garten- und Feldfrevel, gehen in's Unendliche; die Armuth nimmt täglich zu. — Die in der Vorzeit genügende Armenmittel haben schon lange nicht mehr ausgereicht; wir sind schon am Beisteuern, durch Zuschüsse aus Communal-Mittel. Was soll es geben, wenn das Zerreißen der Güter noch weiter geht! Man denke sich den nicht allein möglichen, sondern wahrscheinlichen Fall, daß wir vor und nach Alle nur kleine Parzellen von einigen Morgen cultiviren! Wovon sollen die Städter, der Soldat, die Beamten, überhaupt alle nicht ackernde Einwohner, leben? Muß nicht bei Mißwachs und andern Zufällen die ganze Bevölkerung verhungern! Auswanderungen nach Amerika sind nicht selten bei uns. Wir stehen der Uebervölkerung nahe; sie ist die größte Geißel auf Erden; der allerschrecklichste Ruf Pest, Krieg, Hungersnoth, Theuerung ꝛc. sind Unglücksfälle, die nur eine kurze Zeit die Menschen heimsuchen; die Uebervölkerung dauert aber fort, sie steigt sogar. Keine menschliche Klugheit und Macht kennt dagegen ein Mittel. Die untere Volksklasse drängt allenthalben; sie saugt murrend an dem Mark derjenigen, die noch etwas haben. Diese aber sind bei aller Sorge, Fleiß, Geschicklichkeit und Muth nicht im Stande, sich der Armuth zu entwehren; sie leben in einem der Verzweiflung nahen Kampf, worin der ganze Staat endlich in krampfartigen Zuckungen seiner Auflösung entgegen schreitet ꝛc.

Seine des Königs Majestät, um uns vor diesem, der schlimmsten Plagen auf Erden, zu bewahren, haben aus landesväterlicher Liebe und Huld unseren Provinzial-Ständen zu proponiren geruht: sich gutachtlich darüber zu

äußern, wie zur Erhebung der Landescultur, eine zu starke Parzellirung beschränkt werden möge. In der angezogenen Abhandlung ist die Frage: „Wie weit kann ohne Nachtheil des Gemeindewohls der Grundbesitz parzellirt werden," dahin beantwortet, daß dafür sich kein allgemeiner Maßstab ermitteln lasse, weil örtliche Verhältnisse, und die Zeit beide darin einen wesentlichen Antheil haben; daß da, wo die Parzellirung schon wirklich zu weit gekommen ist, auch dann, wenn 7/8 der Betheiligten die Consolidation oder Zusammenlegung wünschten, die Staatsgewalt sich in Verlegenheit finde, zu helfen, weil erworbene Privatrechte dritter Personen, z. B. Hypothekar-Gläubiger, Realprätendenten ꝛc. opponiren würden.

Wie wenig sich in bürgerlichen Familien die Güter zusammen halten lassen, davon haben wir den klaren Beweis in unserer altbergischen Statutar-Verfassung gesehen. Was war das Beschutt- oder Retractrecht anders, als die Stock- und Stammgüter in der Familie zu erhalten? Das Re- und Devotionsrecht in der Erbfolge hatte die nämliche Tendenz! Beides war die Veranlassung zu den schwierigsten Rechtshändel; — von ihnen leiten sich die Versatzgüter ab, welche alte Krebsschaden sind, und noch eine kurze Zeit bleiben werden.

Wenn auch der Grundbesitz nach dieser anscheinlich richtigen Voraussetzung, sich nicht abschließen und erhalten läßt; so gibt es doch noch ein leicht ausführbares Hülfsmittel!

Die Zersplitterung des Bodens, woraus die bösen Folgen am häufigsten entstehen, sind die Erbtheilungen zwischen großjährigen Erben. Sind Minderjährige dabei betheiligt, dann geht es gut. — Der Art. 826 des B. G. B.

verordnet in diesem Fall den öffentlichen Verkauf, wenn sich das Grundvermögen nicht bequem theilen läßt.

Wird durch eine kleine Modification bei Großjährigen durch das Staatsoberhaupt das nämliche festgestellt, dann ist dem Hauptübel abgeholfen. Den Theilungsgenossen wird dadurch gleichzeitig ihr eigenes Wohl befördert; ihnen wird die Substanz ihres Erbtheils nach dem höchsten Werth, den der öffentliche Verkauf hervorbringt, zu Theil, dagegen wenn sie bei der Natural-Theilung durch den Anfall einer kleinen Fläche, die sie nicht ernähren kann, in's Verderben gerathen und ihren Mitmenschen nothwendig zur Last fallen müssen. In der alten Statutar-Verfassung wurde es bei den Landgerichten also gehalten. Es läßt sich kein Beispiel davon erbringen, daß eine so vernünftige und billige Observanz Mißvergnügen oder Widersetzlichkeit nach sich gezogen hat.

XI.

Ueber Armenwesen.

Armuth ist unzertrennlich von der bürgerlichen Gesellschaft. Ungleiche Kräfte, ungleicher Standpunkt, ungleicher Besitz, ungleicher Genuß bieten diese Erscheinung dar. In dem Grade, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse sich mehren, nimmt die Armuth zu.

Der gewöhnlichsten Ursachen der verschuldeten und zufälligen Armuth sind eine große Menge. Einige davon will ich anführen. Die nächste Veranlassung sind: Leichtsinn, Üppigkeit, Faulheit, Unmäßigkeit in geistigen Getränken, Spielsucht, der Kampf der Elemente, Orkane, Ueberschwemmung, Feuer, Verfall der Fabriken und Manufacturen, sinkender Handel, übertriebenes Maschinenwesen, unglückliche Ehen, übermäßige starke Familie, Krankheit und sonstige häusliche Unfälle, Untauglichkeit zur Arbeit, Mangel an Arbeit, Prozesse, Regierungsveränderungen, Krieg und eine Menge gleichartiger Ursachen,

In der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen vom 1. d. M., Nro. 9 und 10 wird das Heirathen unvermögender junger Leute als die Hauptursache der in unsern Tagen sich mehrenden Armuth dargestellt. Es wird vorgeschlagen: in allen Gemeinden, unter dem Namen Gewährschaften Vereine zu bilden, wodurch allen jungen Leuten das Heirathen so lange untersagt bleibt, bis sie darthun: daß sie ein freies Grundeigenthum besitzen,

was vier Thaler Steuer zahlen muß, oder daß sie zur Vereinskasse eine solche Summe einzahlen, daß die Kinder des Gewährsmannes, und er selbst, im Fall einer von ihnen zwei Wochen dauernd krank ist, unterhalten werden können. Die Summe selbst ist nicht ausgedrückt, scheint aber einem freien Grundvermögen gleich stehen zu müssen, was zu vier Thaler in der Steuer beiträgt; weil nur der Besitz eines derartigen Grundvermögens ohne Gewährleistung zur Heirath qualificirt.

Ziehen wir die Geschichte zu Rathe, so finden wir, daß alle gebildeten Völker die Ehe gerne sahen. Griechen und Römer begünstigten in ihren Gesetzen den Familienvater mit wesentlichen Vorzügen im bürgerlichen Leben; wogegen sie den Verfall der Sitten dem ehelosen Zustand ꝛc. nicht ohne Ursache zuschrieben. In welcher hohen Achtung stand bei uns Deutschen das Band der Ehe? Mit welch großer Geringschätzung wird noch bei uns das Wort Hagestolz ausgesprochen? Zu allen Zeiten wurden brave junge Leute, um das Heirathen zu erleichtern, bei feierlichen frohen Begebenheiten mit Geldgeschenken unterstützt, und das durch die Magistrate oder die Regierung. Mit welcher Ehrfurcht und Dankbarkeit sprechen wir Deutsche von der Louisenstiftung, als einem ewigen Denkmal der am 10. März 1810 verstorbenen Hochseligen Königin Louise, Prinzessin von Mecklenburg?

Unsere Gesetze, die mit dem preußischen Landrecht stimmen, kennen bei dem Bürger kein Heirathsverbot, was einen gewissen Vermögensbesitz, oder eine Sicherheitsleistung für künftige Unfälle bedingt.

Heirathen können nur vom Staatsoberhaupt beschränkt oder untersagt werden.

Wo eins von diesen beiden vorkommt, da sind die wilden Ehen, der Verfall der Sitten, und gleichzeitig bittere Armuth zu Haus. Da erscheint das bedenklichste Zeichen unserer Zeit, das drohendste Gespenst für eine, vielleicht nicht ferne Zukunft. Die sich mehrende Auswanderung zeigt uns dieses traurige Bild täglich. Einsender wohnt in einem Kanton, der beinahe 20,000 Seelen zählt. Wenn hier keiner ohne den in Antrag gebrachten freien Grundbesitz bis 4 Thlr. steuerbar heirathen dürfte, so würde, wie das Kataster zeigt, wenigstens die Hälfte aller jungen Leute, ohne Gewährleistung nicht heirathen können? Wie sollten diese aber das Geld zu der nicht unbedeutenden Gewährsumme aufbringen? Das Projekt ist nicht überdacht, eben so wenig ausführbar.

Stadt und Land bieten beide auch in unseren Tagen, wo durch die vermehrte Bevölkerung alles schwieriger geworden ist, die beruhigende Wahrnehmung, daß fleißige und sittliche, nach ihrem Stand ausgebildete junge Leute, ohne Vermögen nicht allein zum täglichen Brod, sondern oft zu bedeutendem Vermögen kamen. In den benachbarten Reichsstädten findet man noch vornehme Familien, die, weil sie kein Vermögen hatten, vom Magistrat bei einer feierlichen Gelegenheit ein kleines Heirathsgeschenk empfingen.

Jeder sehe sich nur in seiner eigenen Gemeinde um, ob nicht viele jetzt vermögende Leute, wie man zu sagen pflegt, mit Nichts angefangen haben, wo dagegen in Zeit von 30 Jahren wenigstens ⅓ der vermögenden Einwohner wegen eigenem Verschulden zu Grunde gegangen ist?

Statt uns mit unsinnigen, kein Heil bringenden Projekten abzumühen, verbessern wir unsere Sitten, befleißigen wir uns der Mäßigkeit, womit wir unsern Kindern vor-

gehen, bedienen wir uns der trefflichen Lehranstalten, wofür der Staat so reichlich gesorgt hat, bemühen wir uns Thätigkeit und Unternehmungsgeist zu wecken, damit erworbener Wohlstand Ehre; verschuldete Armuth aber Schande bringt; es wird dann jeder vorwärts schreiten, und sich so weit möglich aufrecht halten.

Wir gewinnen dadurch das wahre Ehrgefühl, was Macht und Stärke gewährt. Schule, Beispiel, Aufmunterung und gute Sitten thun Wunder!

Sollte demnach durch die beim Eingang genannten Unglücksfälle der nothleidenden Mitbürger Unterstützung bedürfen: so haben wir Mittel genug zu helfen. Wir brauchen nur die ganz entbehrlichen Luxus-Artikel, unsere öffentliche Vergnügungs-Arten, Spiele, Tänze, kurz! Sachen, die blos zur sogenannten Erholung da sind, mit einer kleinen Abgabe zu belegen, so kann Allem reichlich geholfen werden.

Werden die Landwirthe das, z. B. durch Verpflegungs-Zettel der Armen-Verwaltung auf Unterhaltung auf bestimmt ausgedrückte Zeit der genannten Armen-Person, oder durch Speise-Billet auf ein oder mehrere Mahlzeiten, was schon öfter vorgestellt und angerathen ist, beachten: so wird es sicher wohlthätig auf ihre eigenen und ihre untergebenen Vermögens-Verhältnisse wirken.

Werden Kaufleute und Fabrikherrn aber, was mehrmals ihnen wohlmeinend gerathen wurde, befolgen, so werden sie nicht allein den Nutzen davon sehen, sondern auch eine Menge Menschen vor Mangel schützen, besonders wenn sie bei der Aufnahme der Arbeiter mehr Um- und Vorsicht brauchen.

Notorische Säufer, Spieler oder sonst im Rufe eines

sittenlosen Lebens stehende Personen, verdienen nicht Aufnahme. Sie selbst, noch mehr ihr Beispiel, bringt Unheil!

Auf gleiche Art müssen diejenigen Arbeiter entlassen werden, welche auf vorläufige Warnung sich nicht bessern, falls ihr Hang zur Unmäßigkeit ꝛc. bei der Aufnahme nicht bemerkt wurde.

Jeder Fabrikherr kann bei der Aufnahme ohne Schwierigkeit die Bedingung stellen: daß jeder Arbeiter, als Fond für unvorhergesehene Nothfälle, von jedem Thaler seines Wochenlohns etwas stehen läßt z. B. von jedem Thaler einen Silbergroschen, der als Depositum oder als einen Sparpfennig vom Herrn aufbewahrt, und verwaltet wird.

Viele einsichtsvolle Fabrikherren haben längst diese Einrichtung getroffen, den Segen und den Wohlgefallen der Regierung davon gesehen.

Das Ablohnen der Arbeiter mit Waaren, ist eine böse Sache, auch dann, wenn Lebensbedürfnisse zum Einkaufspreise, und billiger, wie in den Läden, überlassen werden. — Es entsteht dadurch Sorglosigkeit für den Arbeiter, und Vorschuß für den Fabrikherrn!

Wird aber der Herr mit Fabrikaten in eigenem Nutzen auslohnen, so begeht er eine ganz verbotene Handlung, wodurch die Fabrikate schlechter werden, die guten Arbeiter, wenn sie können, die Fabrik verlassen, die zurückgebliebenen aber größtentheils verarmen und der Gemeinde zur Last fallen. Eine solche, jedem soliden Manne unwürdige Handlung, verdient vom ganzen Handlungsstand, und den Fabrikgerichten nicht ferner geduldet zu werden. —

In ganz ungewöhnlichen calaminösen Zeiten, wie die Nothjahre 1816 und 1817, wo ganz ausserordentliche Bedürfnisse gleiche Hülfsmittel bedingen, haben mehrere Land-

gemeinden vorzüglich darin Hülfe gefunden, daß sie aus ihrer Mitte eine Commission bildeten, denen sie das Recht zugestanden, arbeitsfähigen brodlosen Menschen dadurch Brod zu geben, daß sie durch diese die Gemeindewege in den besten Stand stellten, da wo es vorkam, Sümpfe und morastige ungesunde Plätze entwässern, die öffentlichen Plätze durch Baumpflanzungen verschönerten ꝛc. dann, daß sie den zwar nicht arbeitsfähigen, jedoch solchen Individuen nach ihrem Bedürfniß auf Tage, oder auch nur auf Mahlzeiten, gleich dem Militär, Verpflegung und Speise durch ihre bemittelte Mitbürger abgeben, dann für die ganz Hülflosen in Naturalien oder Geld zum Unterhalt freiwillige Beiträge sammelten. In dieser Art zu unterhalten, liegt das Gute, daß viel erspart wird, daß die Gemeinden nicht in Schulden kommen, und daß, wenn die Noth aufhört, der Geber und Nehmer, beide mit einem dankbaren Gefühl brüderlich in Eintracht fortleben.

Alle andere industriöse Unternehmen durch Lotterieen, Aktien und ähnliche prunkende Gewerbquellen, scheinen mehr als wie sie sind; sie haben in den vorgedachten Nothjahren viele Gemeinden in Schulden gebracht und nichts genutzt.

XII.

Wie werden wir uns für die Zukunft wider die Kartoffelkrankheit schützen, zugleich auch die reichen Erndten der Vorzeit in sichere Aussicht stellen.

Die Solinger Local-Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins in den Rheinlanden hat durch Nachforschungen zu finden das Glück gehabt, was die nächste Ursache der Seuche war.

Durch viele aufeinandergefolgte naßkalte Frühjahre und Sommer, mit einem starken Temperaturwechsel; durch nachläßige schlechte Behandlung der Kartoffeln auf dem Winterlager, waren die Stecklinge stark geschwächt; trockene Fäule, Rost — Schurf und andere Unvollkommenheiten wurden allenthalben bemerkt; sie verminderten stark den Ertrag der guten Erndten der Vorzeit.

In diesem geschwächten Zustande konnte die Kartoffel den furchtbar kalten, anhaltenden Regengüssen des vorigen Jahres um so weniger widerstehen, als diese unter schnellem Wechsel mit einer fast unerhörten Hitze von 20 — 21 bis 28 Gr. dann bis zu einer Kälte von 0 Gr. mit Reif und Hagelschauern abwechselten.

Die eingekrustete Erde störte den natürlichen Saftrieb, der ins Stocken gerieth und veranlaßte die Brand-

flecken an den Knollen, wie wir sie allenthalben in den angesteckten Stücken mehr oder minder beobachtet haben.

Es war wirklich ein großes Glück, daß in der letzten Woche des Monats August die Ungunst der Witterung nachließ, weil die Noth und das Verderben, dann sicher noch größer geworden wäre. Wahrscheinlich hätten wir dann das Schicksal der 80iger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder erlebt, wo die nämliche Krankheit unter dem Namen Kräuselkrankheit in einem großen Theil von Deutschland wüthete und den größten Theil der Kartoffeln so zu Grunde richtete, daß sie ungenießbar für Menschen und Vieh waren, was jetzt, Gott sei Dank! nicht der Fall ist. Es thut aber Noth, daß wir das Schicksal dieser Zeit und die damals bewährt gefundenen Mittel zur Hülfe nicht unbeachtet läßt. Wir müssen nach dem Beispiel unserer Vorfahren um neue Stecklinge umsehen und zwar, wenn wir können, aus einer Gegend, wo die Krankheit gar nicht war. Haben wir dazu keine Gelegenheit, dann bleibt nichts anderes übrig, als daß wir die Stecklinge aus Fluren unserer Gegend zu erhalten suchen, wo die Krankheit gar nicht gefunden wurde.

Allenthalben, wo leichter oder kein schwerer Thon- oder Lehmboden vorherrscht, ist dazu noch Gelegenheit.

Bei Erreifung der künftigen Erndte werden wir Gelegenheit haben, Samen von guten Kartoffeln zu sammeln. (Im verflossenen Jahre waren in unserer Gegend gar keine Samenkapseln am Kartoffellaub.)

Wie man die Samenkapseln abnimmt, um guten Samen zu erhalten, das alles ist ausführlich in dem Beiblatt der Kölner Zeitung Nro. 268 vom 25. September v. J. angegeben und ausführlich erklärt; es wird darauf Bezug genommen.

Das Verfahren ist zwar etwas umständlich, aber mit gar keinen Kosten verbunden. Wer wollte sich aber nicht gerne etwas Umstände gefallen lassen, wenn er bedenkt, wie viel Sorge und Noth mit der diesjährigen Kartoffelkrankheit verpaart sind, wenn er erwägt, daß die Erziehung neuer Setzkartoffeln aus Samen das sicherste, fast das einzige Mittel ist, wodurch wir die Krankheit, die zur furchtbaren Geißel ausarten kann, abhalten; weiter, daß wir dadurch nicht allein alle feine Sorten, die jetzt fast aufgerieben sind, sondern auch alle anderen guten Sorten für die Tafel, die Mastung des Viehs, die Brennerei, Stärkemehl ꝛc. im reichsten Maaße wieder gewinnen; daß wir dann auch Kartoffeln besitzen, die dem Eindruck ungünstiger Witterung widerstehen, und uns mit den reichen Erndten der Vorzeit wieder erfreuen, besonders, wenn wir bei der Pflanzung und Behandlung derselben, die Fehler vermeiden, auf die der Verein in mehreren öffentlichen Abhandlungen in den Monaten September und October v. J. aufmerksam gemacht hat, worauf ich hier der Kürze wegen, Bezug nehme.

Auszug

aus der angezogenen Abhandlung vom 25. September 1845.

Dann scheint es aber nöthig, daß wir mit Erziehung der Kartoffeln aus Samen ernstlich beginnen müssen, wozu die jetzige Jahreszeit einladet. Der Same hängt am Kartoffellaub, in der Form eines Gallapfels. — Fängt die Rinde an gelb zu werden, dann sammelt man aus einem Stücke, das mit guten Kartoffeln besetzt ist, diese

Aepfelchen, woraus man den darin befindlichen Samen leicht durch folgende zwei Mittel gewinnt.

Die reellste Art ist folgende: die Aepfelchen reibt man auf einer gewöhnlichen Reibe, über einem Kübel mit Wasser. Ist dieses geschehen, dann reibt man zwischen flachen Händen im Wasser die durchgesiebte schleimige Masse. Das dadurch trübe werdende schmutzige Wasser läßt man dann langsam ablaufen, schüttet wieder reines zu und wiederholt diese Garantie so lange, bis der weiße Kartoffelsame auf dem Boden abgewaschen liegt. Dieser wird nun sorgfältig auf Löschpapier in einen luftigen Raum zum Trocknen gelegt, und, wenn er ganz trocknen ist, in einem Papier bis zum Frühjahr aufbewahrt.

Die zweite Art der Sammlung besteht darin, daß man die Stengel, woran die Aepfelchen hangen, abschneidet und, nachdem man in jedes Aepfelchen ein Kreuz geschnitten hat, an einem dazu geeigneten Raume zum Austrocknen aufhängt. Zur Saatzeit, welche nach dem 15. Mai bei trockenem Wetter geschieht, werden diese eingetrockneten Aepfelchen in der flachen Hand ganz klein zerrieben, auf ein kräftiges, aber nicht frisch gedüngtes Gartenfeld dünn wie Salatsamen ausgesäet. Auf gleiche Art wird der Same, den man nach der ersten Weise gewonnen hat, zur Erde bestellt; den ganzen Sommer geschieht an der Aussaat weiter nichts, als daß sie vom Unkraut gereinigt wird, und, wenn durch schweren oder lange anhaltenden Regen sich eine Kruste bildet, die Auflockerung mit Vorsicht Statt hat. In den ersten Tagen des Monats October hebt man die Knöllchen aus und bewahrt sie abgesondert in einem frostfreien Keller. Nach dem 15. Mai kommenden Jahrs geschieht die Verpflanzung nach Ertrag des Vorraths in

einem Gartenstück, nach der Schnur in Reihen, so daß die Reihen stark einen Schuh und ein Kartöffelchen vom Andern 3 Zoll entfernt liegt. Auch in diesem Sommer ist weiter nichts daran zu thun, als fleißiges Auflockeren und zeitige Vertilgung des Unkrauts. In der ersten oder zweiten Woche des Monats October geschieht bei trockener Witterung die Aushebung und Aufbewahrung des Vorraths gerade wie im vorherigen Jahre.

In dem dritten Jahre, wo die Knollen durchgehends stark genug sind, zieht man damit ins Feld, wo man sie eben so behandelt und pflegt, wie die übrigen Kartoffeln, mit der einzigen Ausnahme, daß man keine Knollen durchschneidet, sondern nur ganze legt. In dem nun folgenden Herbst geschieht die Aushebung, wie bei allen übrigen Kartoffeln, jedoch mit der Vorsicht, daß sie sorgfältig separirt im Keller aufbewahrt werden.

Zur Zeit, wenn alle dringende Feldarbeit geschehen ist, geschieht vor und nach die Absonderung durch Auslesen und Separirung der Sorten, was, bei der Größe, welche die Sämlinge jetzt haben, nicht schwer mehr ist.

Wird der Same auch nur von einer Sorte Kartoffeln genommen, so wird doch der Fall nicht selten vorkommen, daß mehr als 25 Sorten unter den Sämlingen sich finden, nämlich: rothe, weiße, blaue, schwarze, längliche, runde, frühe, späte, ganz feine Sorten ꝛc. Alle sind nun geeignet, auf viele Jahre zu halten. Mit der Absonderung ist das nützliche Werk vollbracht! Diese neue Generation wird den Eindruck aller ungünstigen Witterung ertragen, auch auf mehr als zehn Jahre die reich gesegnetsten Erndten bringen, wenn nur bei der Pflanzung und Pflege und Aufbewahrung des, was angerathen ist, geschieht.

Die Erziehung dieser neuen Pflanzen ist zwar mit keinen baaren Auslagen verbunden, aber etwas umständlich, was dem gemeinen Landmann zuwider ist, obwohl sich für diesen die Erziehung am besten eignete. Es scheint daher wünschenswerth zu sein, daß durch Prämien Leben in die gute Sache gebracht werde. Meine Ansicht darüber ist folgende: Für jede Specialgemeinde aller Sammtgemeinden eines Cantons werden Denkmünzen in Gold und Silber geprägt; für jede Specialgemeinde jedoch nur eine von Silber in der Größe eines Zweithalerstücks. Sie enthält auf der einen Seite folgendes:

Andenken für die Beförderer der Landes-Cultur;

darunter die Jahrzahl. Der Rand dieser Seite wird mit einem Kranze von Eichenlaub geschmückt; die Kehrseite schmücken mehrere Sinnbilder der Landwirthschaft, welche die ganze Seite ausfüllen. Sie werden mit einem Lorbeerkranz umgeben. Die erste Umgebung die Bürgerkrone, die zweite den Sieg der Beharrlichkeit darstellend.

Die Vertheilung könnte schon das erste Jahr an diejenigen kommen, welche nachweisen, daß sie im Garten eine Fläche von einer [] Ruthe, wie angegeben ist, besäet, auch regelmäßig gepflegt, dann den Vorrath davon in ihrem Keller aufbewahrt haben.

Melden sich mehrere aus der nämlichen Special-Gemeinde, die auch den Preis verdienen und darauf Ansprüche machen, so entscheidet unter ihnen das Loos. Der Gewinner empfängt die Denkmünze, die Andern aber alle ein mit schönen Sinnbildern aus der Landwirthschaft lithographirtes Zeugniß, worin der Director der Lokal-Abtheilung den ganzen Vorgang mit Beidrückung des Amtssiegels bekundet. Im zweiten Jahr geschicht die Prämien-Vertheilung

auf gleiche Art, zugleich aber auch an diejenigen, welche nachweisen, daß sie ihre im vorigen Jahre gezogenen Pflänzlinge vorschriftsmäßig wieder gepflanzt und gut gehalten haben. Concurriren wieder Mehrere, so entscheidet, wie vor, das Loos. Zuerst im dritten Jahre werden die goldenen Medaillen, im Werth das dreifache der silbernen übersteigend, an diejenigen öffentlich vertheilt, welche beweisen, daß sie für einen ganzen Morgen Kartoffelknollen (hierzu werden gewöhnlich 1000 Pfund nöthig sein) regelmäßig im Felde gepflanzt, gepflegt, auch regelmäßig sortirt da liegen haben.

Von der Weisheit und dem Wohlwollen unserer Regierung und des hohen Oberpräsidiums dürfen wir hoffen und erwarten, daß sie sich veranlaßt finden wird, diese Prämien bei Sr. des Königs Majestät dergestalt zu beantragen, daß diese Geschenke zur Disposition des Präsidenten des landwirthschaftlichen Vereins gestellt werden, von welchem durch die Local-Vereine, die Vertheilung und öffentliche Bekanntmachung darüber vor sich gehe.

Ist die Sache nur einmal bis dahin gekommen, so wird man mit Vergnügen sehen, wie sich augenblicklich der Kartoffelbau erhebt, wie wir bald schönere, gesundere Pflanzen und reiche Erndten gewinnen, wie Alle sich nach Samkartoffeln umsehen und diese gut bezahlen werden, wodurch die Beförderung neuer Saatkartoffeln, besonders für fleißige, kleine Landwirthe zu einer nicht unbedeutenden Industrie werden kann, auch wahrscheinlich wird, besonders wenn damit die Erziehung von Winterkartoffeln verbunden wird, die auch keine baaren Auslagen, sondern blos eine Vorrichtung zur Deckung und Abhaltung des Frostes in Anspruch nimmt, wie dieses alles in der im Eingang

bezogenen Abhandlung populär erklärt und auseinander gesetzt ist, worauf ich mich beziehe.

Nachtrag.

Bei dem Ausbruch der Kartoffelkrankheit in der letzten Hälfte des Monats August v. J. rief das Publikum den landwirthschaftlichen Verein an, zu helfen und zu rathen. Die Solinger Abtheilung, dieser Aufforderung bereitwillig entgegen kommend, beschäftigte sich vorzugsweise damit, die Natur der Krankheit und die Ursache ihres Entstehens zu ergründen. Ihrer rastlosen Bemühung ist es gelungen, beides bald zu finden, und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, die Nachtheile des Uebels zu vermindern, auch zu erfahren, wie man die angesteckten Kartoffeln für Menschen und Vieh noch benutzen, die nicht Erkrankten aber vor der Ansteckung und dem vollen Verderben auf'm Meiler schützen könnte.

Alle diese seine Erfahrungen und Rathschläge hat er durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht. Bei diesem mit Glück gekrönten Unternehmen ist er nicht stehen geblieben, seine nächste Aufgabe war: Wie werden wir für die Zukunft die Krankheit abwehren, auch wieder die reichen Kartoffel-Erndten, in sichere Aussicht stellen. Für diejenigen; denen es nicht convenirt, diese Zeitschriften zu sammeln, und auszuziehen, so wie für den gemeinen Landwirthen sind aus diesen Zeitschriften folgende Grundregeln zum besseren Gedeihen des Kartoffelbaues ausgezogen, die hier folgen:

I. Die Kartoffel, empfindlich gegen Kälte und große Feuchtigkeit, gedeihet am besten in einem leichten, mit Sand gemengten Lehmboden, so wie in Sandboden, der mit ein wenig Grand oder Kieselsteinchen gemischt ist. Ist man im

Besitze solcher Gründe und hat die Wahl, so vermeide man allen schweren Boden, besonders wenn er tief und schattig liegt.

II. Kräftiger und gesunder Samen ist für die Erziehung aller Cerealien ein Haupt-Erforderniß.

Um diesen selbst zu haben, sorge man, daß die Kartoffeln ganz erreifen, und beim Ausheben gegen alle Kälte geschützt, daß sie möglichst nicht in einem ganz durchnäßten Zustand auf's Winterlager gebracht werden. Dieß ist dadurch leicht zu bewirken, daß man bei anhaltendem Regen die aus dem Felde kommenden Knollen in spitze zugedeckte Haufen im Freien schüttet, bis trockenes Wetter eintritt, wo man dann auch beim Aufbringen auf's Winterlager Gelegenheit hat, alle durch das Ausheben, oder durch Mausfraß, Engerlinge ꝛc. entstandenen Verletzten zur Fütterung des Viehs zurückzuhalten.

III. Die Aufbewahrung, sie mag im Keller, in Gruben oder Meilern geschehen, muß durchaus von allem Frost und Zutritt des Wassers frei bleiben, auch so eingerichtet sein, daß der äußere Zutritt der Luft nicht ganz abgehalten ist; die Luftlöcher oder Kellerfenster werden dann erst ganz verstopft, wenn Kälte eintritt.

IV. Wird die Luft im Frühjahr warm, so versucht man das zu frühe Auskeimen auf dem Lager durch Abhaltung des Luftzutritts zu vermindern, will dieses dennoch nicht gehen, dann nimmt man die zur Pflanzung bestimmten Kartoffeln vom Winterlager, und legt sie auf den Speicher oder andere luftige, jedoch der Nachtskälte nicht ausgesetzte Räume dünn auseinander, und überdeckt sie mit einigen Halmen Stroh.

In gewöhnlichen Jahren pflegt dieses Ereigniß vom

halben bis zum 20. März einzutreten, wo man gewohnt ist mit Auslegung der feinen, frühen Kartoffeln zu beginnen.

V. Diese frühen Kartoffeln werden wegen der spätern Behandlung, eine Reihe von der andern, zwei Schuh abstehend mit dem Spaten nicht tiefer als 1¾ höchstens 2 Zoll ein Steckling vom andern stark einen Schuh entfernt gelegt.

VI. Zu dieser Gartenpflanzung kann man ganz zerstückelte, auch sogar bloß ausgeschnittene Augen nehmen. Es ist eine noch nicht entschiedene Streitfrage, wodurch man gewinnt.

VII. Die Auslegung der Kartoffeln im Großen in die Feldfluren, geschieht vom 15. Mai bis zum 15. Juni; auch hierbei sind die Ansichten der Landleute, auch die Erfahrungen über Gewinn oder Verlust sehr verschieden; am sichersten scheint man zu gehen, wenn in der letzten Woche im Monat Mai bei trockener Witterung gepflanzt wird.

VIII. Die Pflanzung im Felde geschieht, nachdem das Feld von allem Unkraut gereinigt, und der Acker tief und mürbe gebaut, auch die Düngung ausgespreitet ist, mit dem Pflug sodann Reihen gebildet, die gleichfalls so gezogen werden, daß die Kortoffeln auf die zweite Furche in der Tiefe von nicht mehr als 1¾ höchstens bei ganz leichtem Boden 2 Zoll zu liegen kommen; der Pfluglenker und die Hülfsarbeiter, welche die Knollen in die Reihen legen, müssen sich darnach einrichten, daß eine Pflanze von der andern einen Schuh weit zu liegen kommt.

IX. Ob man im Kartoffelbau ganze Kartoffeln, zerstückelte, oder nur Augen legen soll, ist noch nicht ausgemacht, und controvers.

X. Darüber ist man aber einverstanden, daß die Kartoffel zu ihrem Gedeihen eine anhaltend locker gehaltene Oberdecke bedingt, daher in den Gärten sowohl wie im Felde, so oft wie durch Platzregen oder lange anhaltenden stillen Regen, eine Kruste entsteht, das Erdreich in Gärten durch den Rechen und Schaufel, und im Felde durch die Egge, bei trockener Witterung, sobald wie es nur geschehen kann, aufgelockert wird. Dieses Auflockern muß so oft geschehen, als durch ungünstigen Regen die Einkrustung sich wiederholt.

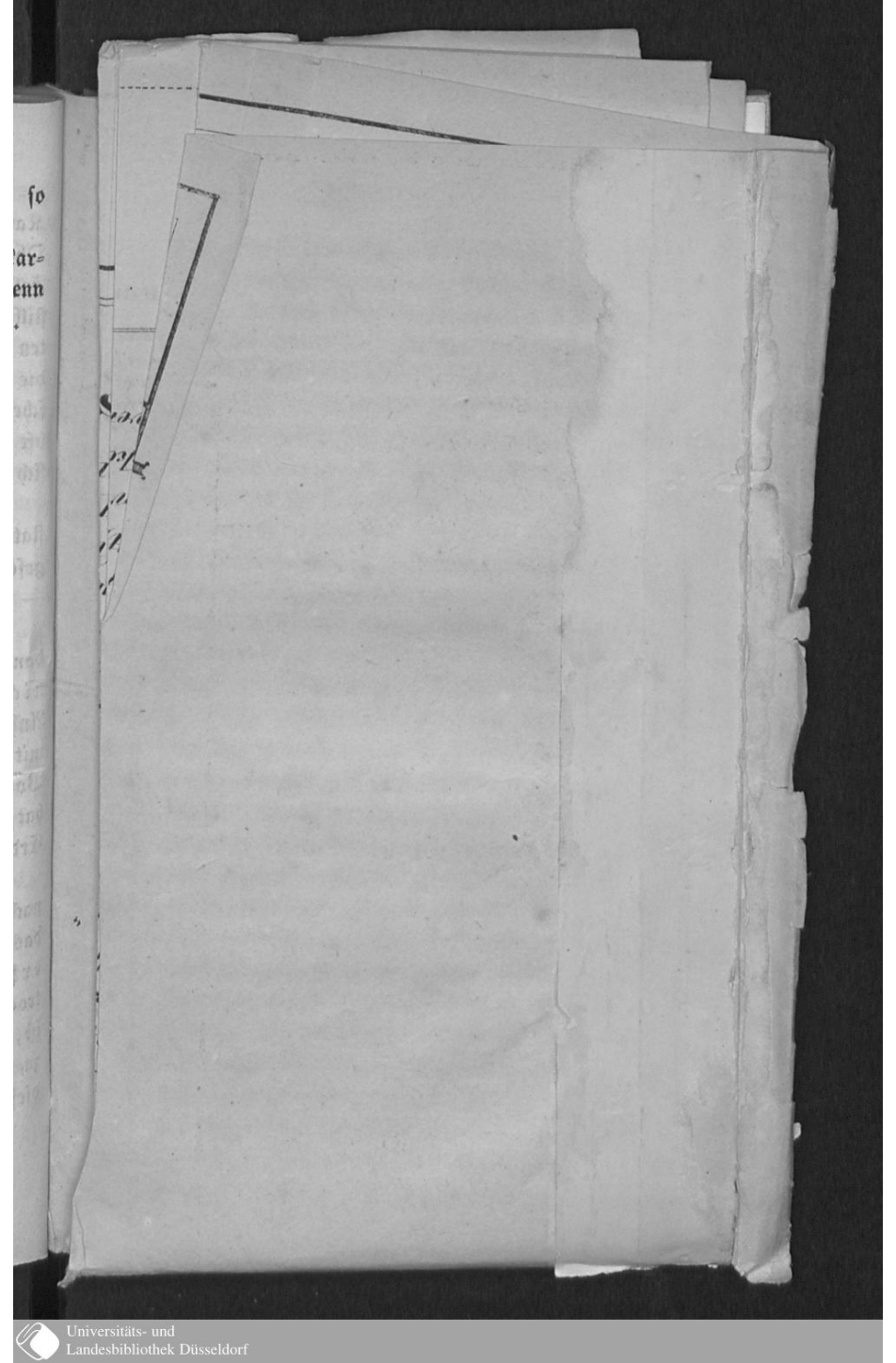
XI. Selbst wenn diese ungünstigen Ereignisse gar nicht statt haben, und das Kartoffellaub munter heranwächst, geschieht das Auflockern doch, sobald wie dieses etwa 2 — 3 Zoll herangewachsen ist.

XII. Ist dieses Auflockern oder Lüften vollbracht, dann erfolgt etwa 8 — 10 Tage später, aber durchaus nicht im Regen, sondern trocknem Wetter, das bekannte Anhäufeln durch die Reihen, in Gärten und auf dem Feld, mit der Karste resp. dem Pflug, woran man eine kleine Vorrichtung mit Roggenstroh oder Brettchen angebracht hat, die den Zweck hat, nach beiden Seiten die aufgehobene Erde, sanft vor das Kartoffellaub zu legen.

XIII. Es ist eine mißliche Sache, wenn unmittelbar nach diesem Anhäufeln, so schwere Platzregen fallen, daß das Laub der Kartoffel in den Reihen fast eingekrustet erscheint, dann muß man sich dazu verstehen, sobald wie trockene Witterung eintritt, diese Kruste, wenn es möglich ist, ohne den Pflanzen zu schaden, mit der Karste wieder zu lüften, und dann von Neuem zu häufeln. Wäre dieses in der letzten Hälfte des Monats August vorigen

Jahres geschehen, wo trockenes Wetter endlich kam, so würden wir nicht so großen Verlust empfunden haben.

Die Erfahrung von vielen Jahren verbürgt gute Kartoffel-Erndten, auch bei nicht günstiger Witterung, wenn diese, nicht schwer zu befolgende Anleitung befolgt wird.



GRUNDRISS

Backhauses mit Rindvieh- und Schweinsstellung

Backhaus und Futterkammer

Kuhstall. a.

Jede Stelle für eine Kuh erfo[rdert] in der Breite 4 Schuh und [ist] lange bis zur Rennen 8 Sch[uh]

Die Kühe stehen etwas erhöhet gegen die Krippe, so dass sie den Urin bequem hinten in die Rinne abfließt.

Diese Stelle in welche man auf [Wagen] ein und ausfahren kann, dient [zu] den Sommermonaten dafür um das grüne Futter darinnen [zu] verschneiden und nachher [zu] vertheilen. Dieses Futter wird von dort rechts und links durch den Futtergang [zu] den Kühen vorgelegt. Im Winter kommen das Rüben und andere Futtera die dem Frost ausgesetzt sind, geschnitten werden, auch kann die Düngung hier unter Dach ausgebreitet werden welche sich im Stall zu stark anhäuft.

Schweinstall

mit der Einrichtung dass ein Schwein das andere bei Vermeidung des Futters nicht abbeißen kann, und dass durch abhängige Röhren von den Trögen an, sowohl alle Flüssigkeit in der untern Ecke zusammen fließt alles Unterwasser unnöthig ist und diese Ställe dadurch immer reinlich und gesund bleiben.

Schweinshof

Aus diesen wird ein Ausgang auf die Mistgrube gebildet damit die Schweine durch den Ueberschuss den Mist faul treten.

I

Urinkeller

Kuhstall

Im Schweinshof zwischen den Ställen ist die Stelle wo der Dünger hingelegt und ausgebreitet wird. Auf diesem Stallen kann ein Platz abgetheilt gegen den Kuhstall angelegt werden. Auszehren d. Urinkeller gesammelt vermittelst Rinnen in Dunstschacht, die Ausdünstungen der Flüssigkeit

Eine Vertiefung wodurch der

Anmerkung

Bei Falle der Rindviehzucht betragt der Ausmist die Lade welche im Stall ausgestellt werden auf den Tag per Stück zwischen [illegible] Nebst dem Mist wird auch [illegible] Kamine aufgeführt um den schwefligten Dünst abzuführen, und reine Luft zu gewinnen. Auch wird wenige Fenster an der Seite angebracht wodurch in mäßigen schwarzer Dünst ausgetrieben wird.

II

Urinkeller

Lagerstelle des Kunstdüngers

Düngers der aus dem Mist ein

keller getränkt wird.

Der durch Verfaulung des Ueberschüssigen gesättigte Mist giebt zu Seite den Urin ab der durch einen Graben mit einem Abflusse aufgenommen werden. Mist Urinkeller gebracht und über den zum Einstreuen bestimmten Dünger aufgestellten Meiler gegossen wird.

Diejenige Lagerstelle wo der Torf wie gemacht man unter Decke hält, damit er die gehörige Feuchtigkeit durch Ausdünstung zu verlieren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dvich=

ner.

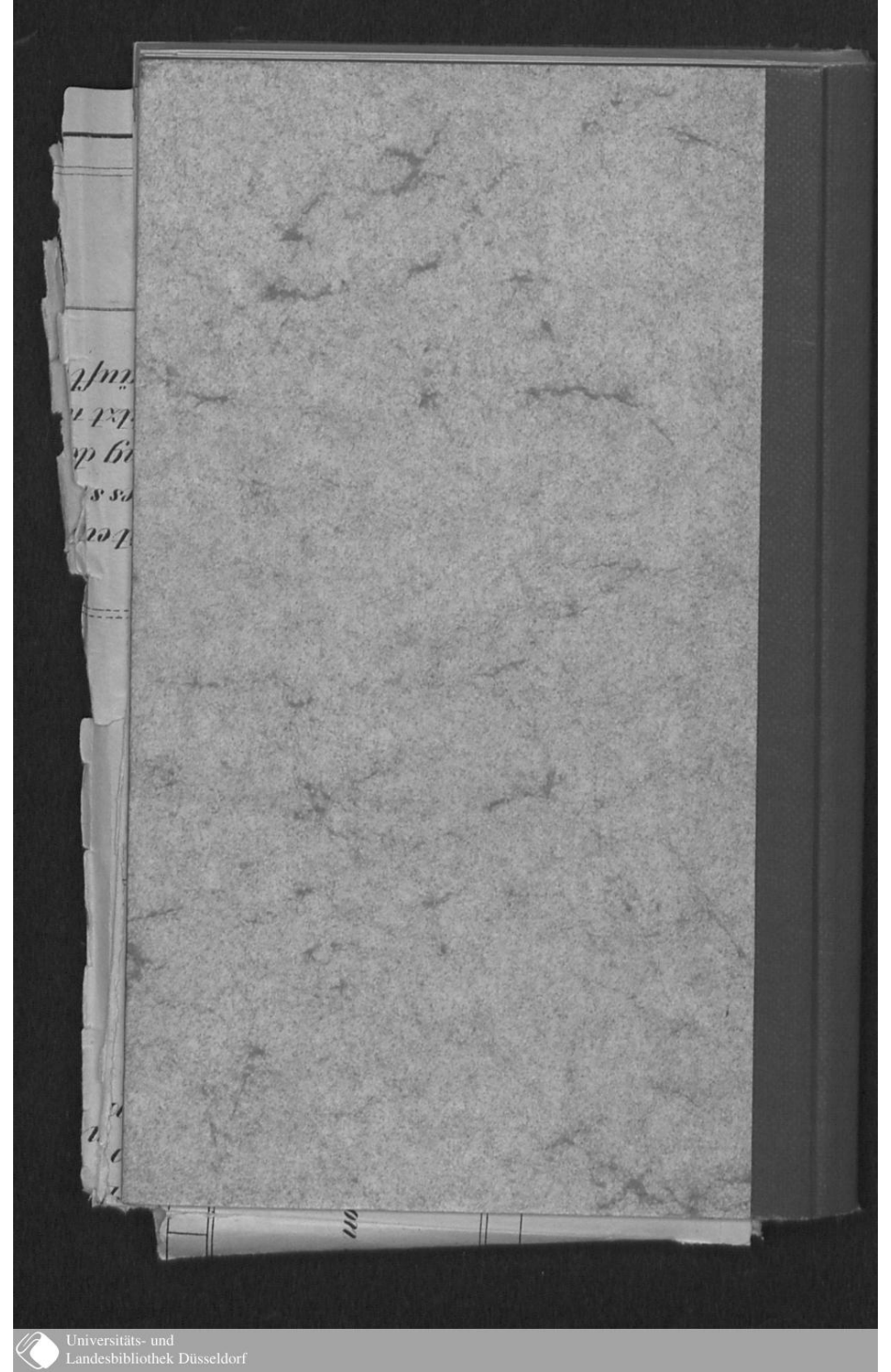
Pumpe

Leitung des Wassers durch die Viehtröge

Diese bewegliche Vorrichtungen können hoch und nieder gestellt werden.

mit der Einr
das andere bei
abbeißen kann
Pflastern von de
keit in der unte
alles Unterstre
re dabei doch im
bleiben

Futtergang von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf